

ISSN 1613-7205



**UNIVERSITÄT  
HOHENHEIM**



Hohenheimer Beiträge  
ZU  
Gender und Ernährung

Heft Nr. 1/2004

Jana Rückert-John (Hrsg.)

**Gender und Ernährung**

Herausgeber:

Fachgebiet Land- und Agrarsoziologie  
Fachgebiet Haushaltsökonomik  
Fachgebiet Ernährungsphysiologie

## IMPRESSUM

### **Hohenheimer Beiträge zu Gender und Ernährung**

ISSN 1613-7205

Herausgeber: Prof. Dr. Dr. Franz Kromka,  
Dipl. Sozialwiss. Jana Rückert-John  
Universität Hohenheim  
Fachgebiet Land- und Agrarsoziologie (430C)  
70593 Stuttgart

Fon: +49-(0)-711-459-2655  
Fax: +49-(0)-711-459-2652  
E-Mail: rueckert@uni-hohenheim.de

Prof. Dr. Barbara Seel  
Fachgebiet Haushaltökonomik

Prof. Dr. Christiane Bode  
Fachgebiet Ernährungsphysiologie

Redaktion: Dipl. Sozialwiss. Jana Rückert-John  
(verantwortlich)

© 2004 Eigenverlag, Universität Hohenheim, Institut 430C  
Fachgebiet Land- und Agrarsoziologie

Die veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.  
Die Verwertung, der Nachdruck, die Vervielfältigung durch  
Kopie, sind nur mit Zustimmung des Herausgebers gestattet.  
Namentlich gekennzeichnete Beiträge und Kommentare geben  
nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

# Inhaltsverzeichnis

*Jana Rückert-John*

**Vorwort.....4**

*Barbara Seel*

**Ernährung im Haushaltszusammenhang – Befunde und ökonomische  
Erklärungsansätze zu geschlechtsdifferenem Verhalten.....8**

*Monika Setzwein*

**Ernährung als Thema der Geschlechterforschung.....50**

*Gertrud Buchenrieder*

**Frauen und globale Nahrungssicherheit.....73**

*Uta Meier*

**Gender und Ernährung – konzeptionelle Anforderungen und Perspektiven.....91**

# Vorwort

Jana Rückert-John

Die Beiträge dieses Arbeitspapiers sind im Rahmen der Ringvorlesung „Frauen essen anders, Männer auch“<sup>1</sup>, die im Sommersemester 2002 an der Universität Hohenheim von der Abteilung Land- und Agrarsoziologie, der Abteilung Haushalts- und Konsum-Ökonomik und der Abteilung Ernährungsphysiologie durchgeführt wurde, entstanden. Die Ringvorlesung selbst stand im inhaltlichen Zusammenhang mit Bestrebungen der Universität Hohenheim, das Thema „Gender Studies“ in Forschung und Lehre zu etablieren. Hierzu wurde ein interdisziplinärer Forschungsschwerpunkt „Gender und Ernährung“ konzipiert, der vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württembergs im Rahmen des Förderprogramms „Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an baden-württembergischen Hochschulen“ gefördert wird. Mit diesem Arbeitspapier soll eine neue Schriftenreihe unter dem Titel „Gender und Ernährung“ eröffnet werden, die ein interdisziplinäres Diskussionsforum für diesen jungen Forschungsschwerpunkt bildet. Alle interessierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind eingeladen, sich an der Schriftenreihe mit Beiträgen zu beteiligen.

Bevor die Beiträge des Arbeitspapiers kurz vorgestellt werden, soll zunächst auf inhaltliche Facetten des Forschungsschwerpunktes eingegangen werden.

## Ernährung zwischen Natur und Kultur

In den Wissenschaften, die sich mit dem Thema Ernährung beschäftigen, besteht bis heute eine deutliche Dominanz der naturwissenschaftlichen und medizinischen Zugänge. Ernährung alleinig unter ernährungsphysiologischen Nährwertgesichtspunkten zu betrachten wird jedoch der Komplexität des Phänomens Ernährung nicht gerecht, da es sich hierbei nicht nur um statische Gesetzmäßigkeiten handelt, sondern um sich verändernde Normen und Werte der Sozialisation und Enkulturation, die immer wieder neu festgelegt werden. So hat Ernährung neben einer körperlich-materiellen Seite auch eine psychisch-soziokulturelle, die sich mit *Wierlacher et al. (1993, 2)*<sup>2</sup> wie folgt beschreiben lässt: „Zwischen Bedürfnis (Hunger und Appetit) und Befriedigung (Essen und Trinken) setzt der Mensch das kulturelle System der Küche; kulturspezifische Normen, Konventionen und das Geflecht von Bedeutungen, in denen Menschen im Rahmen von Makro-, Regional- und Subkulturen ihre Erfahrungen interpretieren, bestimmen nicht bloß mit, was als

---

<sup>1</sup> Der Titel der Ringvorlesung entspricht dem gleichnamigen Buchtitel von Jörg Zittlau (2002): *Frauen essen anders, Männer auch*. Frankfurt am Main.

<sup>2</sup> *Wierlacher, A. et al. (Hg.) (1993): Kulturthema Essen*. Berlin.

Lebensmittel angesehen, zum Verzehr zubereitet und aus welchem Anlass, in welcher Situation, wie, warum und mit wem gegessen wird“.

Der Forschungsschwerpunkt verfolgt einen ganzheitlichen und fächerübergreifenden Ansatz, der das Phänomen Ernährung ebenso physiologisch wie soziokulturell und ökonomisch betrachtet. Ernährungsprozesse werden damit nicht eindimensional den Medizin- und Biowissenschaften mit ihren scheinbar objektiven und kulturunabhängigen Parametern zugewiesen, sondern stets auch in ihrer Abhängigkeit von sozialen, kulturellen und ökonomischen Einflussgrößen betrachtet. Bei der Erforschung des komplexen Ernährungsphänomens sollen somit vielfältige Perspektiven integriert werden, um der Bedeutung von Ernährung als Totalphänomen gerecht zu werden.

### **„Sex“ und „Gender“**

Zu dieser Betrachtung von Ernährung wird forschungsprogrammatisch der Fokus der Genderforschung eingeführt. Gender wird hierbei in Unterscheidung zur Kategorie „Sex“, dem biologischen Geschlecht, als soziokulturell hergestellte Geschlechterdifferenz verstanden, die vor allem die historische Veränderlichkeit und kulturelle Bedingtheit verdeutlicht. Diese Unterscheidung wendet sich vor allem gegen die Annahme, dass zwischen dem als „natürlich“ vorausgesetzten Geschlecht und den kulturellen Zuschreibungen ein kausaler Zusammenhang bestünde. Gender als das soziale Geschlecht wird als ein soziales Klassifikationsmerkmal verstanden, das erst in sozialen Interaktionsprozessen hergestellt wird und einer ständigen Aktualisierung bedarf. Unter dieser Annahme erscheinen Geschlechterbeziehungen nicht mehr rückführbar auf anthropologische Gegebenheiten oder Ausdruck der Repräsentationen einer statischen Ordnung zu sein, sondern Repräsentationen von kulturellen Regelsystemen (Hof 1995, 16)<sup>3</sup>. Mit Judith Butler (1991)<sup>4</sup> ist jedoch zu hinterfragen, ob nicht auch das als natürlich angenommene Geschlecht (Sex) eine Geschichte hat und nur in seiner kulturellen Konstruktion zu verstehen ist.

### **Gender und Ernährung**

„Gender und Ernährung“ als Forschungsschwerpunkt ist forschungsprogrammatisch auf eine ganzheitliche, fächerübergreifende Erforschung des ebenso physiologisch wie soziokulturell geprägten Phänomens Ernährung angelegt. Damit soll die bisher übliche Erforschung von Einzelaspekten der Ernährung im traditionellen Wissenschaftsbetrieb überwunden werden. Mit der Institutionalisierung von „Gender und Ernährung“ sind somit herausragende Chancen für eine integrative Perspektive bei der Erforschung des komplexen Ernährungsphänomens zu sehen. Die Universität Hohenheim mit ihren Forschungsschwerpunkten Ernährungs- und Agrarwissen-

---

<sup>3</sup> Hof, R. (1995): Die Grammatik der Geschlechter. Frankfurt am Main/New York.

<sup>4</sup> Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main.

schaften sowie Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ist für eine Bearbeitung dieses anspruchsvollen Forschungsvorhabens besonders prädestiniert.

Neben der Institutionalisierung einer interdisziplinären, ganzheitlichen Ernährungsforschung wird ebenso forschungsprogrammatisch – in zweifacher Hinsicht – mit „Gender und Ernährung“ Neuland betreten.

*1. Geschlecht als Thema der Ernährungsforschung:* In der Ernährungswissenschaft wird die Kategorie „Gender/Geschlecht“ zumeist auf die deskriptive Merkmalsunterscheidung („männlich“-„weiblich“) reduziert. So liegen beispielsweise Studien zu geschlechtsspezifischen Verzehrsgewohnheiten und Gesundheitsorientierungen, zur Zuständigkeit von Frauen für die Ernährungsversorgung der Familie oder auch zur Geschlechtsdifferenz von Essstörungen, Diätverhalten und Genussmitteln oder zur überproportionalen Betroffenheit von Frauen durch materielle Ernährungsarmut vor. Überwiegend verbleiben diese Studien bei deskriptiven Beschreibungen; ihnen fehlt es an kulturellen Kontextualisierungen im „System von Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White).

*2. Ernährung als Thema der Geschlechterforschung:* Auch innerhalb der Genderforschung nimmt Ernährung bislang eine eher randständige Position ein. Hierbei ist dem „Doing Gender“ der Ernährung bisher wenig Beachtung geschenkt worden. In dieser konstruktivistischen und interaktionstheoretischen Sicht wird davon ausgegangen, dass Gender ein ständiger, unvermeidlicher und interaktiver Prozess der ‚Herstellung‘ ist, der gleichzeitig auch die Interaktion wiederum strukturiert. Im Kontext von Ernährung stellt sich beispielsweise die Frage, ob und inwieweit genderspezifische Ernährungsstile dazu dienen, Männlichkeit und Weiblichkeit darzustellen (z. B. Essstörungen, wie Anorexie).

## **Zu den Beiträgen**

Barbara Seel untersucht in ihrem Beitrag das Verhältnis von Gender und Ernährung aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht. Befunde zu geschlechtsdifferenter Ernährung verhalten werden im Licht ökonomischer Erklärungsmodelle diskutiert. Eine Besonderheit ihres Beitrags ist darin zu sehen, dass das Phänomen Ernährung in seinem sozialen und ökonomischen Alltagskontext – dem Haushaltszusammenhang – betrachtet wird. Seel bedient sich zudem einer ideengeschichtlichen Betrachtung von Haushalt, um eine Entwicklung ökonomischer Erklärungsansätze für geschlechtsdifferentes Ernährungsverhalten nachzuvollziehen.

Monika Setzwein geht auch von einer Beschreibung geschlechtstypischer Ernährungsgewohnheiten aus, nutzt diese aber vor allem, um den von ihr im weiteren verfolgten „Perspektivenwechsel“ herzuleiten. Defizite dieser Perspektive bestehen nach Setzwein im deskriptiven Charakter und einer zumeist fehlenden Einordnung in einen größeren Interpretationszusammenhang. Als theoretischer Bezugspunkt werde die Kategorie Geschlecht kaum wahrgenommen. Setzwein lädt deshalb zu einem „Perspektivenwechsel“ ein, der die sozialen und kulturellen Voraussetzun-

gen der Kategorie, die Modi ihrer gesellschaftlichen Herstellung und Konstitution hinterfragt. Entsprechend des theoretischen Ansatzes des „Doing Gender“ verfolgt Setzwein die These, dass bestimmte Ernährungsweisen auch dazu dienen, die eigene Männlichkeit oder Weiblichkeit zum Ausdruck zu bringen. Das Ernährungsverhalten wird zudem als kulturelle Ressource angenommen, mittels derer Sozialbeziehungen repräsentiert werden und die zur Konstitution sozialer Identitäten beitragen.

Gertrud Buchenrieder thematisiert in ihrem Beitrag aus globaler Entwicklungsperspektive die Rolle der Frau bei der Verbesserung der Nahrungssicherheit. Hierzu unterscheidet sie vor allem drei Teilaspekte: die Sicherung einer nachhaltigen Nahrungsmittelproduktion, die Verbesserung des Einkommens der Frauen und die Verbesserung der Ernährungssicherheit. Die Diskussion der drei Teilaspekte führt sie vor dem Hintergrund sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen. Buchenrieder endet mit politischen Empfehlungen: Maßnahmen zur Verbesserung der Ernährungssituation in Entwicklungsländern werden im engen Zusammenhang mit einer Verbesserung der Situation der Frau in vielen Bereichen und einem Abbau von Beschränkungen gesehen. Die Stärkung der Frau im Sinne einer gesellschaftlichen Geschlechtergleichstellung würde zu enormen Wohlfahrtseffekten für die Familie und für die Gesellschaft führen.

Im abschließenden Beitrag von Uta Meier werden konzeptionelle Überlegungen zum Forschungsschwerpunkt „Gender und Ernährung“ angestellt. Den Ausgangspunkt ihrer Argumentation setzt sie bei der androzentrischen Struktur des Wissenschaftsbetriebs. Im Folgenden konzentriert sich Meier schwerpunktmäßig vor allem auf Erfordernisse der Institutionalisierung eines inter- und transdisziplinären Forschungsfeldes.

# Ernährung im Haushaltszusammenhang – Befunde und ökonomische Erklärungsansätze zu geschlechts-differentem Verhalten

Barbara Seel

## Ziel und Gang der Überlegungen

In diesem Beitrag wird das Verhältnis von Gender und Ernährung aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht beleuchtet, d. h. Befunde zu geschlechtsdifferentem Verhalten im Bereich der Ernährung werden im Licht ökonomischer Erklärungsmodelle interpretiert. Dabei ist zunächst zu erläutern, was unter einem ökonomischen Erklärungsmodell zu verstehen ist. Die entsprechende Definition der Wirtschaftswissenschaften folgt nämlich keineswegs zwangsläufig dem landläufigen Verständnis, das "ökonomisch" mit "finanziell" oder "monetär" gleichsetzt. Vielmehr können sich vermutlich die meisten Ökonomen darauf einigen, dass man von "ökonomischen Fragestellungen" dann sprechen sollte, wenn folgende zwei Merkmale beobachtet werden können:

1. Die Ziele und Wünsche der in Frage stehenden Akteure sind derart, dass sie im Rahmen der gegebenen Restriktionen hinsichtlich ihrer Ressourcen nicht alle vollauf erreicht werden können oder – anders ausgedrückt – es herrscht (relative) Knappheit.
2. Es gibt alternative Möglichkeiten, Ressourcen für die Erreichung von Zielen bzw. die Erfüllung von Wünschen einzusetzen.

Diese Definition erlaubt eine Interpretation menschlichen Verhaltens als "ökonomisches Verhalten", die weit über das übliche marktorientierte Verständnis hinausgeht (*vgl. hierzu insbesondere das methodologische Programm Gary Beckers (1976)*). Wir wollen hier die mit dieser Interpretation verbundene methodologische Problematik und die entsprechenden methodologischen Kontroversen dahingestellt sein lassen und uns im Folgenden dieser Definition einfach als eines möglichen Instruments bedienen, mit dessen Hilfe das Geschlechterverhältnis aus ökonomischer Sicht analysiert werden kann.

Die zweite Besonderheit dieses Beitrags besteht darin, dass das Phänomen Ernährung in seinen sozialen und ökonomischen Alltagskontext hinein gestellt werden soll. Deshalb bezieht sich der Beitrag auf den Haushaltszusammenhang. Hierzu ist ebenfalls eine Definition notwendig, denn auch hier weicht das landläufige Verständnis von der Fachterminologie einschlägiger Wissenschaftsdisziplinen ab.

Wir beziehen uns mit der von uns benutzten Definition auf die institutionalistische Interpretation Egners (1976, S. 30):



"Der Haushalt (kann) bestimmt werden als die Einheit der auf Sicherung der gemeinsamen Bedarfsdeckung einer Menschengruppe im Rahmen eines sozialen Gebildes gerichteten Verfügungen".

Auch der Rekurs auf diese Definition folgt pragmatischen Erwägungen im Hinblick auf ihre Eignung zur Behandlung unseres Themas.

Eine dritte Besonderheit – und in diesem Falle ein besonderes Anliegen – liegt darin, dass ein Schwerpunkt auf die Beleuchtung des ideengeschichtlichen Hintergrunds gelegt wird, vor dem zunächst der abstrakte ökonomische Begriff des Haushalts (der hier noch nicht erwähnt worden ist) und später die oben zitierte institutionalistische Variante entstanden sind. Die Beachtung dieses ideengeschichtlichen Hintergrunds trägt nämlich viel zum Verständnis der Entwicklung der ökonomischen Erklärungsansätze zu geschlechterdifferenitem Verhalten bei, um die es in diesem Beitrag geht.

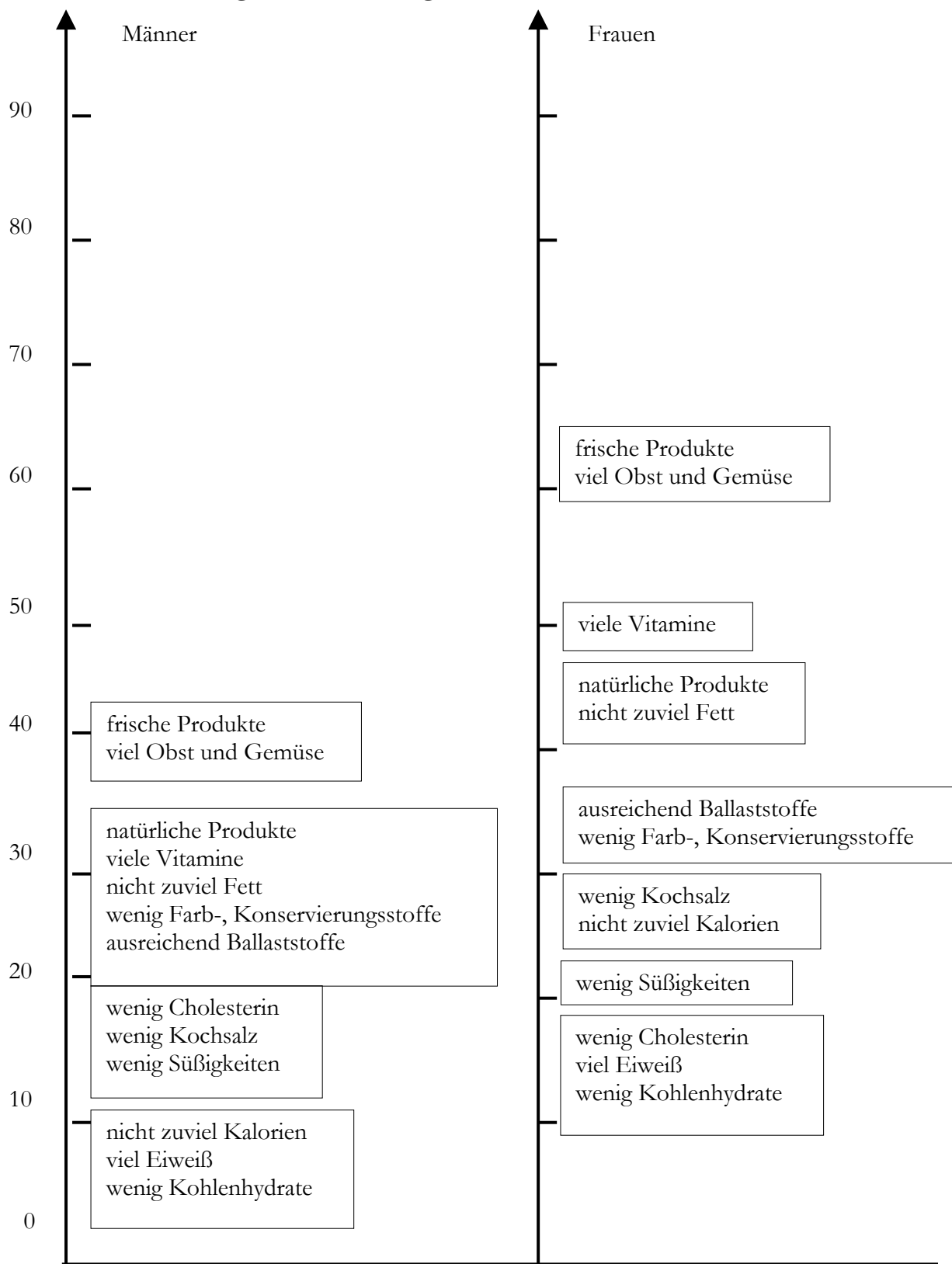
Der Beitrag ist wie folgt gegliedert. Wir knüpfen an dem vielfach belegten Faktum an, dass Ernährung und Gesundheit ein typisches Frauenthema ist (Abschnitt 1). In Abschnitt 2 gehen wir auf den ideengeschichtlichen Hintergrund der Entstehung der modernen ökonomischen Theorie ein, der verständlich macht, warum diese ein solches augenfälliges Phänomen wie das genderspezifische Ernährungsverhalten – ebenso wie die gesamte Genderthematik – lange Zeit aus ihrem Erklärungsbereich ausgeklammert hat. Im zentralen Abschnitt 3 beleuchten wir neuere theoretische Entwicklungen, die dazu geführt haben, dass die Genderspezifität des Ernährungsverhaltens heute – zumindest was den Aspekt der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung betrifft – ein legitimes Thema für Ökonomen sein kann. In Abschnitt 4 werfen wir einen Blick auf neuere Entwicklungen der Theorie der individuellen Präferenzen und des Entscheidungsverhaltens. In Abschnitt 5 wollen wir über mögliche weitere Entwicklungen der Haushaltstheorie nachdenken.

## **1 Ernährung und Gesundheit – ein Frauenthema**

### **1.1 "Frauen essen anders"**

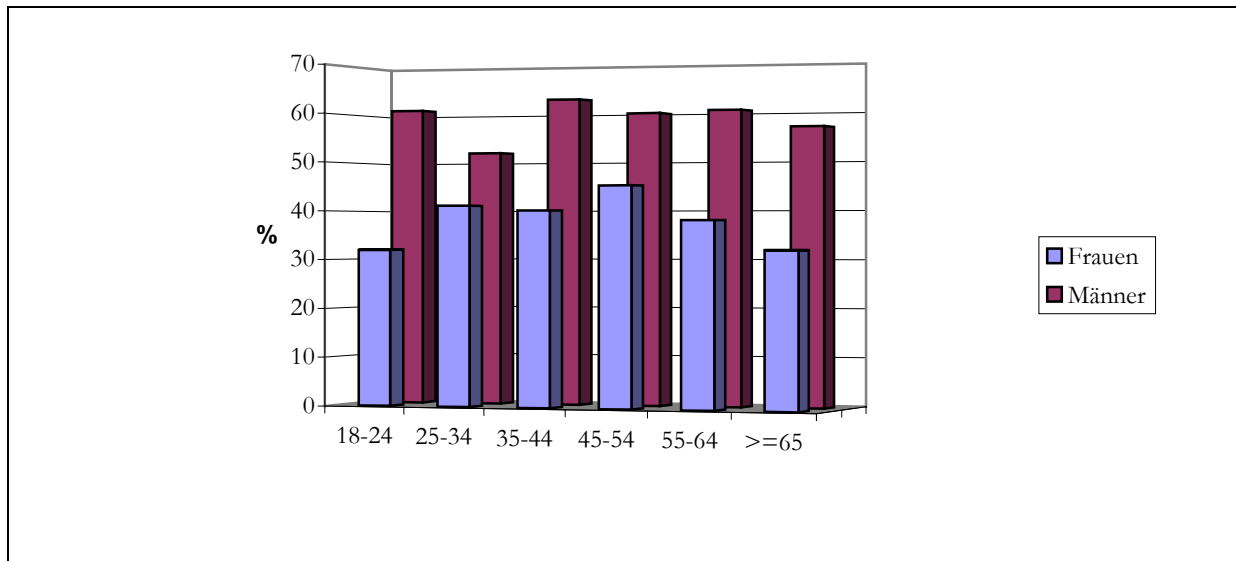
Zahlreiche empirische Untersuchungen belegen, dass Frauen andere Verzehrsgewohnheiten zeigen als Männer. So konsumieren weibliche Singles nach einer Studie über 4632 Haushalte im Jahre 1995 (*Thiele/Weiss 2001*) eine signifikant höhere Zahl (ca. 16 %) an unterschiedlichen Ernährungsprodukten als männliche Singles. Die Nationale Verzehrsstudie findet bei Frauen deutlich andere Vorstellungen über die Merkmale einer gesunden Ernährung als bei Männern (*Kübler et al. (Hrsg.) 1994, Abb. 1 bis 4*). Frauen sind, was gesundheitliche Fragen der Ernährung betrifft, besser informiert und interessierter (*Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. DGE (Hrsg.) 1984, S. 127*).

**Abb. 1: Häufigkeit einer „sehr starken“ Beachtung gesundheitsrelevanter Aspekte in der eigenen Ernährung nach Geschlecht**



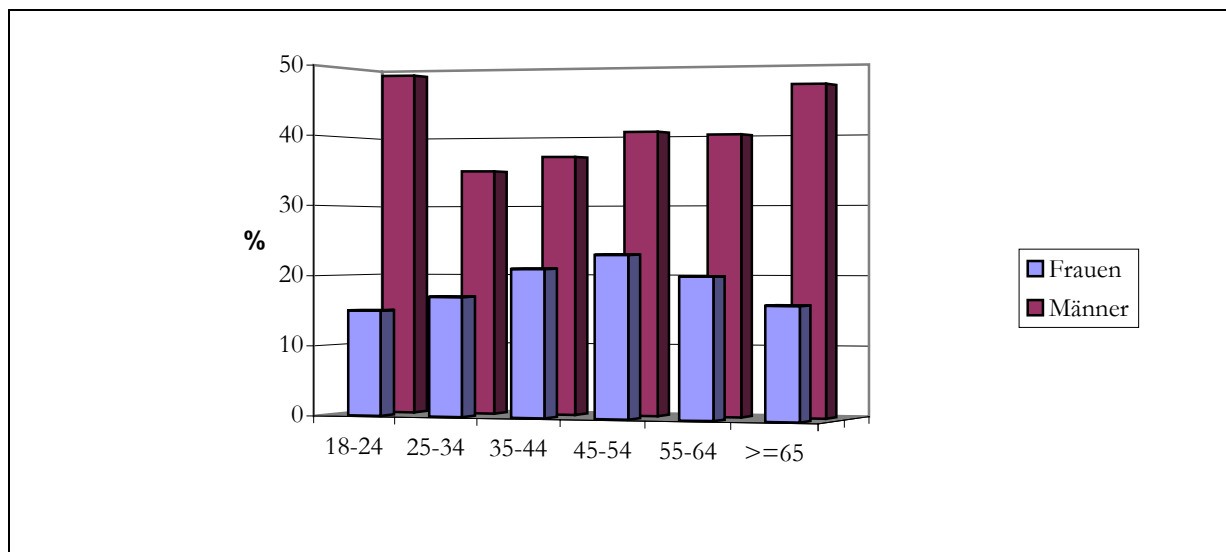
Quelle: Kübler et al. (Hrsg.) 1994, S. 15

**Abb. 2: Verzehrshäufigkeit von Wurstwaren („täglich“)**



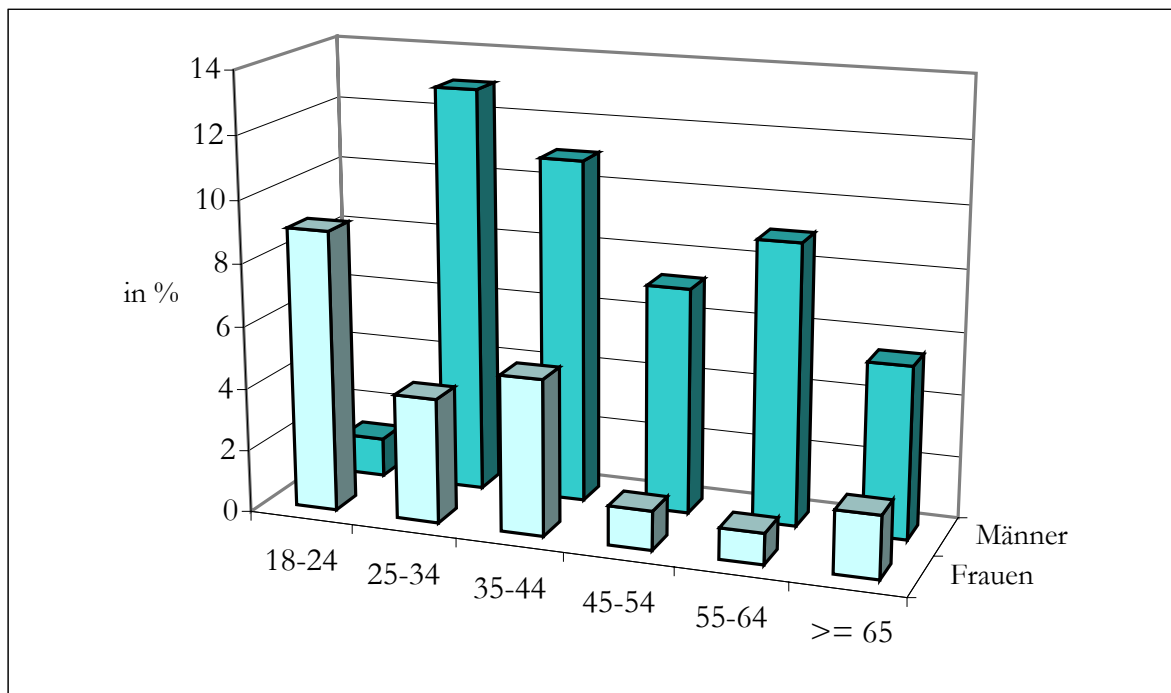
Quelle: Kübler et al. (Hrsg.) 1994, S. 48

**Abb. 3: Verzehrshäufigkeit von Fleisch („täglich“)**



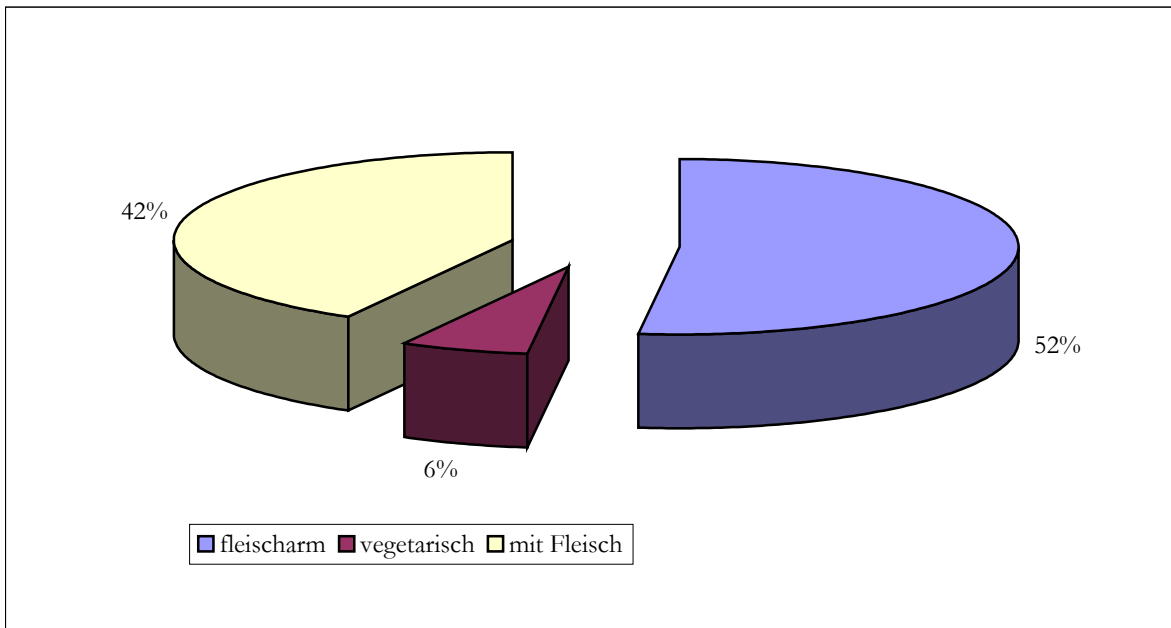
Quelle: Kübler et al. (Hrsg.) 1994, S. 48

**Abb. 4: Kein regelmäßiger Verzehr von Gemüse, Salat oder Obst**



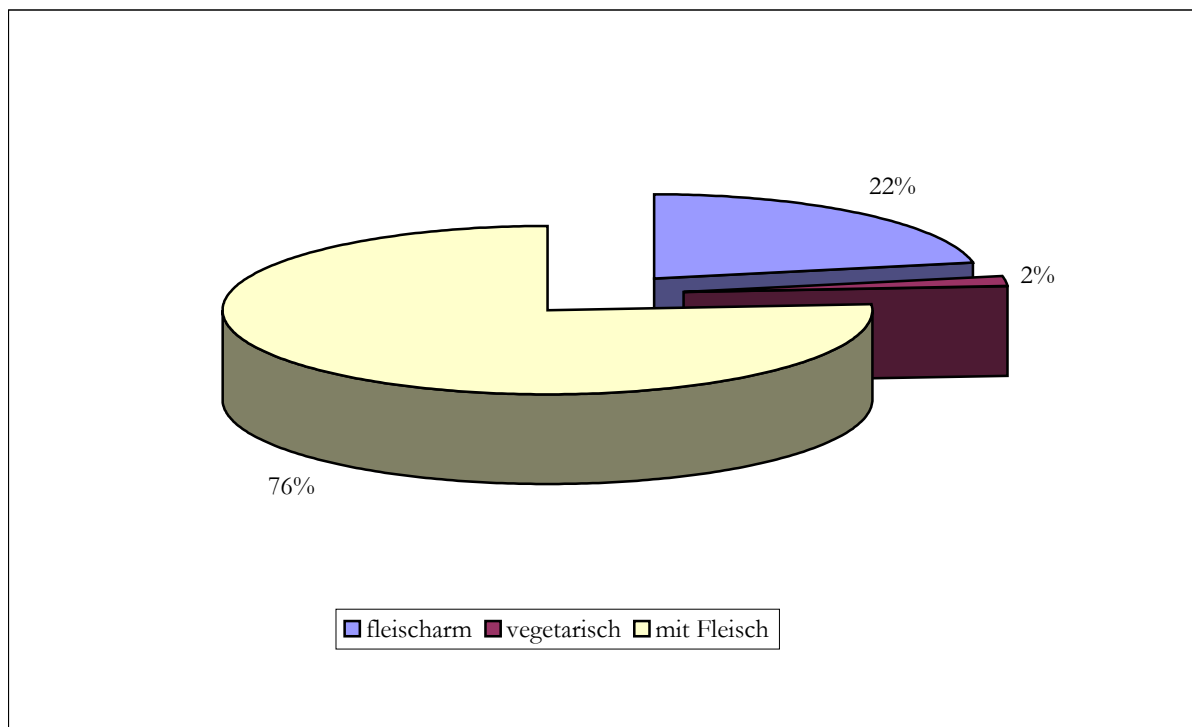
Quelle: Kübler et al. (Hrsg.) 1994, S. 51

**Abb. 5a: Bevorzugte Ernährungsweise (12 - 24 Jahre) weiblich**



Quelle: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugend '97. Zukunftsperspektiven. Gesellschaftliches Engagement. Politische Optimierung, Opladen 1997, S. 352

**Abb. 5b: Bevorzugte Ernährungsweise (12 - 24 Jahre) männlich**



Quelle: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugend '97. Zukunftsperspektiven. Gesellschaftliches Engagement. Politische Optimierung, Opladen 1997, S. 352

Die Shell Jugendstudie von 1997 zeigt, dass deutlich mehr weibliche als männliche Jugendliche eine fleischarme oder gar vegetarische Ernährungsweise bevorzugen (*Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) 1997, Abb. 5*). Auch nach anderen Quellen zeigen Mädchen signifikante Unterschiede in Ernährungsbewusstsein, Hinwendung zu Diäten und Körperzufriedenheit im Vergleich zu Jungen (z. B. *Kolip 1995*).

Diese Unterschiede beruhen offensichtlich z. T. auf der soziokulturellen Tradition, die von altersher die Fleischaufnahme als soziale Markierung von Männlichkeit verstanden hat (vgl. z. B. *Schlegel-Matthies 2001, Wirz 1993, Schepers/Gniech 1987, Gniech 1995, Kubberød et al. 2002*). Aber auch heute noch geht die Ernährungserziehung im Elternhaus in die gleiche Richtung (*Diehl 1996*). Dies zeigt, dass in unserer Gesellschaft Fleischessen auch heute noch einen hohen Symbolwert hat und als soziale Norm tradiert wird (*Bourdieu 1984, Schepers/Gniech 1987, Gniech 1995, Kubberød et al. 2002*).

## 1.2 Frauen arbeiten auch anders

Die Ernährung im Haushaltszusammenhang ist nun aber nicht nur eine Frage der individuellen Präferenzen beim Konsum von Lebensmitteln. Was auf den Tisch kommt, darüber wird angesichts des monetären und des Zeit-Budgets ("Restriktionen"), der Haushaltszusammensetzung und der zur Verfügung stehenden technischen Voraussetzungen sowie des Know-hows der Haushaltspersonen entschieden. Dabei müssen zugekaufte Lebensmittel mit anderen Produktionsfaktoren wie Zeit, Know-how und Haushaltsausstattung kombiniert werden. "Ernährung" ist aus dieser Sicht Resultat eines haushaltsinternen Produktionsprozesses einschließlich entsprechender Vereinbarungen über die Arbeitsteilung im Haushalt, die bestimmt, welche Person wie viel ihrer Zeit und ihres Know-hows und ggf. ihres Einkommens auf diesen Produktionsprozess verwendet. So sieht es auch die moderne ökonomische Haushaltstheorie, auf die wir im nächsten Abschnitt zu sprechen kommen. Wie lauten hier nun die empirischen Befunde?

Die Daten belegen, dass die Kompetenz in Ernährungsfragen und die Kompetenz hinsichtlich der Zubereitung von Mahlzeiten in bundesdeutschen Haushalten zwischen Männern und Frauen disproportional verteilt ist. Vier von fünf Hausfrauen schreiben sich selbst eine gute bis bestmögliche Kompetenz zu (*Kutsch 1989*). Abgesehen von der Selbsteinschätzung: Die Fakten zeigen auch heute noch ein deutlich geschlechtsspezifisches Muster bei der Arbeitsteilung im Haushalt. Danach ist der Bereich der Mahlzeitenzubereitung eine Domäne der Frau (Abb. 6).

**Abb. 6: Durchschnittliche tägliche Zeitverwendung für unbezahlte Arbeit von Personen ab 12 Jahren**

Aktivität	Insgesamt	Weiblich	Männlich	Insgesamt	Weiblich	Männlich
	Stunden:Minuten			%		
Hauswirtschaftliche Tätigkeiten	03:01	04:08	01:46	76,1	82,7	63,1
<i>darunter:</i>						
Mahlzeitenzubereitung, Tischdecken, Geschirreinigung	00:57	01:26	00:25	24,0	28,7	14,9
Wäschepflege	00:22	00:39	00:03	9,2	13,0	1,8
Wohnungsreinigung	00:32	00:47	00:15	13,4	15,7	8,9
Pflanzen- und Tierpflege	00:24	00:24	00:25	10,1	8,0	14,9
Einkäufe	00:18	00:22	00:13	7,6	7,3	7,7
Behördengänge, Organisation	00:12	00:12	00:12	5,0	4,0	7,1
Wegezeiten	00:14	00:16	00:12	5,9	5,3	7,1
Handwerkliche Tätigkeiten	00:21	00:08	00:35	8,8	2,7	20,8
<i>darunter:</i>						
Fahrzeugreparatur, -pflege	00:03	00:01	00:06	1,3	0,3	3,6
Herstellung und Reparatur von Gebrauchsgütern	00:04	(0:02)	00:07	1,7	(0,7)	4,2
Bauen, Renovieren	00:06	(0:02)	(0:10)	2,5	(0,7)	6
Pflege und Betreuung von Personen	00:27	00:37	00:16	11,3	12,3	9,5
<i>darunter:</i>						
Kinderbetreuung	00:19	00:27	00:11	8,0	9,0	6,5
Betreuung von Pflegebedürftigen	00:03	00:04	(0:02)	1,3	1,3	(1,2)
Fahrdienste, Wegezeiten	00:04	00:05	00:03	1,7	1,7	1,8
Ehrenamt/Soziale Hilfeleistungen	00:09	00:07	00:11	3,8	2,3	6,5
Unbezahlte Arbeit insgesamt	03:58	05:00	02:48	100	100	100

Quelle: Blanke et al. 1996, S. 73

Innerhalb der ökonomischen Theorie gibt es zwei Bereiche von Ansätzen, in deren Lichte man die genannten Befunde interpretieren könnte. Das ist einerseits die Theorie der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Verteilung im Haushaltszusammenhang, andererseits die Theorie der Bildung von individuellen Präferenzen und des Entscheidungsverhaltens. Beide Richtungen haben sich erst in neuester Zeit so entwickelt, dass man sie in einen sinnvollen Zusammenhang mit der Gender-Perspektive bringen kann. Wir werden diese neueren Entwicklungen in Abschnitt 3 und 4 erläutern.

Es ist zuvor aber interessant, die Gründe zu beleuchten, die dazu geführt haben, dass die ökonomische Theorie traditionell "geschlechtsblind" gewesen ist. Ich werde deshalb im nächsten Abschnitt auf die Anfänge der modernen Wirtschaftswissenschaften zurückblenden.

## **2 Die klassische "Geschlechtsblindheit" der ökonomischen Theorie**

Die Ausdifferenzierung der modernen ökonomischen Theorie ist bekanntlich vor dem Hintergrund der Aufklärung zu verstehen. Daraus ergeben sich einige Anhaltspunkte, die die geringe Relevanz unseres Themas für die entstehende neue Wissenschaft erklären:

1) Im Gegensatz zu einer weit über tausendjährigen Tradition, die den Menschen in ein Geflecht von sozialen, politischen und religiösen Normen und Beziehungen eingebunden sah, wird mit der Aufklärung die zentrale Rolle des Individuums als eines Trägers von Rechten und Pflichten thematisiert. In der Folge entwickelt sich daraus die politische Idee der bürgerlich-demokratischen Öffentlichkeit. Diese Idee impliziert den Begriff des "Nicht-Öffentlichen", des "Privaten", das der Normierung durch politische Instanzen entzogen und damit ein wesentlicher Bestandteil der bürgerlichen Freiheit ist. Zur damit tabuisierten Privatsphäre gehören typischerweise die sozialen Beziehungen innerhalb des Hauses.

2) Die Entstehung der modernen ökonomischen Theorie bedeutet einen analogen Paradigmenwechsel. War in der Vergangenheit ökonomisches Argumentieren eingebunden in eine von Philosophie und Theologie geprägte Universalwissenschaft und fand ihr zentrales Paradigma in der Kunst des Hausvaters, des "Haushaltens", so rückt mit dem Werk von Adam Smith die über Märkte vermittelte Arbeitsteilung als Quelle des Volkswohls in die Rolle des Gegenstands der ökonomischen Theorie auf. Die Verhältnisse innerhalb des Hauses verschwinden im Gegenzug in den Bereich des "Nicht-Ökonomischen". Adam Smith misst diesem Bereich zwar eine wesentliche gesellschaftliche Bedeutung zu: Die Defizienz des Marktes im Hinblick auf sozialen Ausgleich bedarf nach seiner Auffassung der Legitimation durch die im privaten, nicht-ökonomischen Bereich geübten und tradierten ethisch-moralischen Kompetenzen der Bürger. Ein Gegenstand der ökonomischen Theorie selbst ist dieser Aspekt aber nicht. Damit trifft sich die öko-



nomische mit der politischen Theorie: "Das Haus" verliert im Hinblick auf diese seine Theoriefähigkeit.

In diese Entwicklung ragt die Persistenz der patriarchalischen Denktradition hinein: Was aus dem neu ausgerichteten Rampenlicht der Öffentlichkeit und des Marktes verschwindet, wird der Frau als Domäne zugewiesen (vgl. auch *Biesecker/Wolf 1995*). Typischerweise wird zuerst von heterodoxen Ökonomen, also Wissenschaftlern, die sich, am Rande oder außerhalb des Mainstreams, einem eher traditionell orientierten "ganzheitlichen", meist historisierenden Argumentationsstil verpflichtet fühlten, die mögliche ökonomische Dimension von Themen wie die Hausarbeit (z. B. *von Stein 1886*) oder die Demonstrationsfunktion des Konsums (*Veblen 1899*) reklamiert.

Hinsichtlich unseres Themas erklärt sich aus dem skizzierten geistesgeschichtlichen Hintergrund die klassische Abstinenz der ökonomischen Theorie gegenüber einem Tatbestand wie der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Haushalt.

3) In der weiteren Ausdifferenzierung der ökonomischen Theorie im 19. Jahrhundert konkretisieren sich die Annahmen hinsichtlich der "privaten", "nicht-ökonomischen" Sphäre hauptsächlich im Konzept der zugrunde gelegten Nutzenfunktionen oder Präferenzen der Wirtschaftssubjekte. Das bestmögliche Zustandekommen individueller Nutzenmaxima wird als Legitimationsbasis für den Marktmechanismus herangezogen. Getreu der Tradition der Aufklärung verschwindet aber die Reflexion über Inhalte und Zustandekommen dieser Präferenzen – soweit sie zu Anfang noch ihren Platz hatte – und macht der bis heute noch weitgehend von Ökonomen akzeptierten Position Platz, nach der man die Präferenzen als gegeben und nicht hinterfragbar hinnehmen müsse.

Damit erklärt sich die in der ökonomischen Theorie tradierte Abstinenz gegenüber der Frage nach dem Zustandekommen und der Entwicklung von Präferenzen, etwa auch in Abhängigkeit vom Geschlecht.

4) Die Ausblendung unseres Themas aus dem traditionellen Kanon der ökonomischen Theorie ist schließlich auch der Methodologie zu verdanken, der sich die Mainstream-Ökonomik bei ihrer Entwicklung zunehmend verschrieben hat: Johann Heinrich von Thünen, einer ihrer frühesten Vertreter im deutschsprachigen Raum, hat in diesem Zusammenhang anschaulich von "isolierender Abstraktion" gesprochen (*von Thünen 1826, vgl. neuerdings auch Ekelund/Hébert 2002*). Nicht zuletzt, um es den Naturwissenschaften in der "Wissenschaftlichkeit" der Argumentation gleichzutun, bedient sich die ökonomische Wissenschaft abstrakter Kategorien: "Märkte" kommen zustande durch "Angebot" und "Nachfrage". Akteure sind "Haushalte" und "Unternehmen".

Ebenso wie der Begriff des Marktes selbst ist auch der Begriff des Haushalts ein abstrakter Begriff. Er bezeichnet "Wirtschaftssubjekte..., die auf den Faktormärkten Faktorleistungen anbie-

ten und auf den Gütermärkten Konsumgüter nachfragen" (*Luckenbach 1974, S. 11*), wobei – wie oben erläutert – die zugrunde gelegten Präferenzen als "nichtökonomische Bestimmungsgründe" den Entscheidungen zugrunde liegen (*ibd. S. 13*). Der Haushalt erscheint so, wenn man es in Analogie zu einer einschlägigen Kritik am traditionellen Unternehmensbegriff so sagen will, als eine in die Gestalt eines Akteurs verkleidete Nutzenfunktion. Das Zustandekommen der Haushaltsnutzenfunktion, etwa auch in Mehrpersonenhaushalten, ist kein Thema. Das eigentlich individualistische Programm der Aufklärung wird damit nicht konsequent zu Ende gedacht. Dies betrifft im Übrigen nicht nur die Theorie des Haushalts, sondern – wie oben angedeutet – auch die Theorie der Unternehmung. Immerhin liegt hier aber ein zusätzlicher Grund für die traditionelle Geschlechtsblindheit der ökonomischen Theorie.

### **3 Die Entwicklung der ökonomischen Theorie der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Verteilung der Früchte der Arbeit im Haushaltszusammenhang**

#### **3.1 Erste Ansätze**

Die Zusammensetzung "des Haushalts" aus Haushaltsmitgliedern ist in der Haushaltstheorie zuerst im Rahmen der Nachfragetheorie in Gestalt der Theorie der Äquivalenzskalen und später im Rahmen der Theorie des Arbeitsangebots thematisiert worden.

##### ***3.1.1 Die Theorie der Äquivalenzskalen***

Typischerweise von außerhalb des Mainstream kommt der Statistiker Engel, der am Ende des 19. Jahrhunderts den Einfluss der Haushaltszusammensetzung auf die "Wohlfahrtswirkung" des Einkommens untersucht. Er gewichtet das Einkommen durch sog. "Quets" (zu Ehren Quetelets), einem Maß, das sich aus physischen Daten der Haushaltsmitglieder ableitet. Später erfährt die darauf aufbauende sog. "Äquivalenzskalenanalyse" eine zunehmende Ausdifferenzierung (*vgl. im einzelnen Seel 1991, S. 307 - 317*). Der Grundgedanke dabei ist, zum Zwecke des Vergleichs von Haushaltseinkommen im nationalen oder internationalen Rahmen diese durch Indices (analog z. B. den bekannten Preis- und Wohlfahrtsindices) zu gewichten, die Zahl und Bedarf der Haushaltsmitglieder zum Ausdruck bringen, die vom Haushaltseinkommen leben müssen. So ist beispielsweise der einfachste mögliche Index die Kopfzahl. Dabei wird Zusammenlegen der individuellen Einkommen ("Pooling") und das Zustandekommen einer sog. "Pareto-optimalen" Verteilung innerhalb des Haushalts durch einen "irgendwie" zustande gekommenen haushalts-internen Konsens ("Haushaltsnutzenfunktion") angenommen. Eine "Pareto-optimale" Verteilung

ist eine Verteilung, bei der kein Haushaltsmitglied besser gestellt werden könnte, ohne dass ein anderes schlechter gestellt wird.

### ***3.1.2 Die Theorie des Arbeitsangebots***

Auch hier kam aus der Empirie der Anstoß einer differenzierteren Analyse des Haushaltszusammenhangs. Da das tatsächlich beobachtete Arbeitsangebot von Frauen offensichtlich anderen Gesetzmäßigkeiten folgte als das von Männern, führte man als erklärende Variable Eigenschaften anderer Haushaltsmitglieder ein, z. B. das Einkommen des Ehemanns oder die sog. (etwa durch Kinderbetreuungspflichten) "gebundene" Zeit der Frau (*vgl. Seel 1991, S. 199 - 206*).

## **3.2 Die Theorie der Haushaltsproduktion**

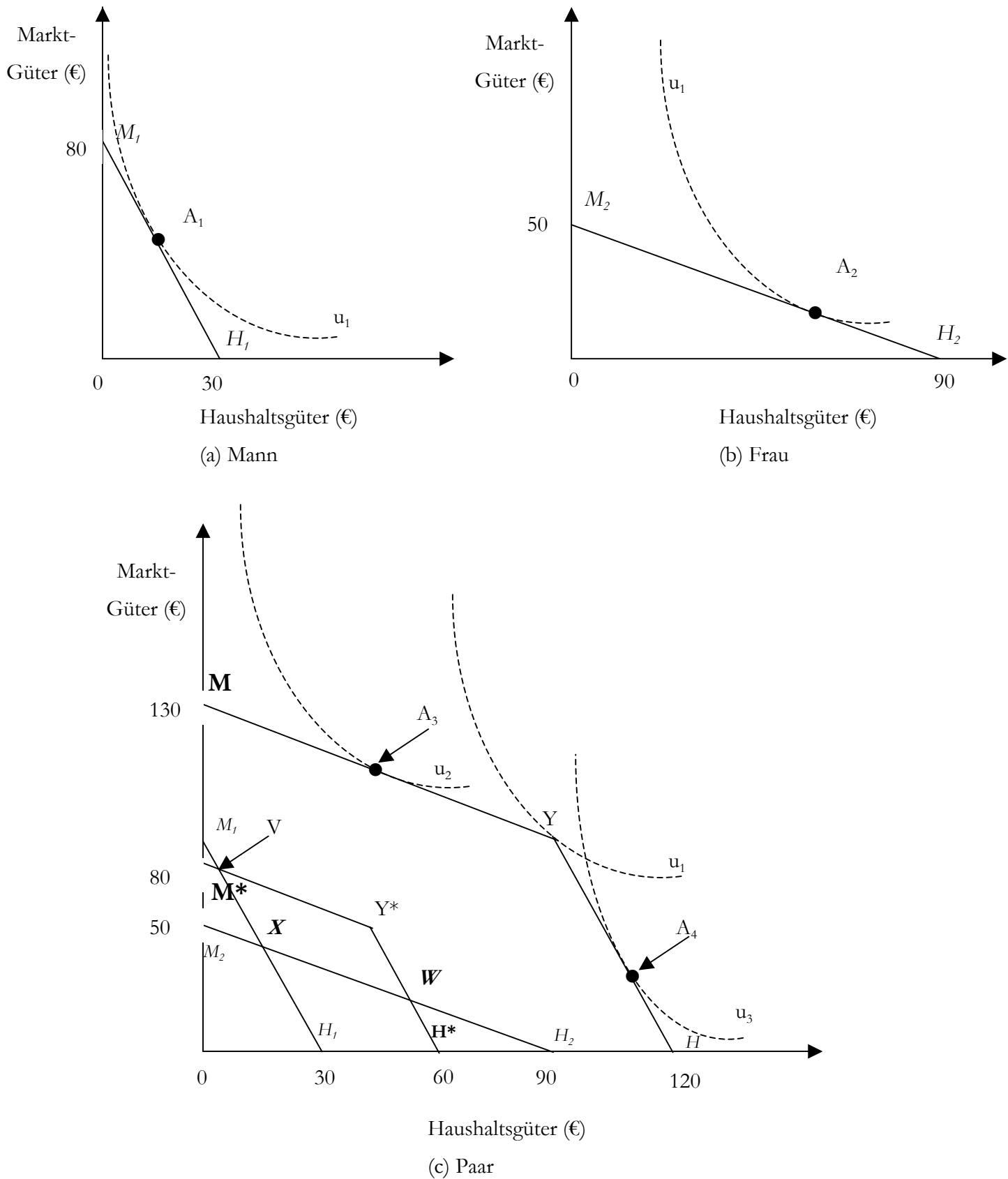
Eine explizite ökonomische Analyse der Interdependenzen im Haushaltszusammenhang konnte sich aus den Grundlagen der Theorie der Haushaltsproduktion entwickeln (*vgl. etwa Becker 1965, Lancaster 1966, Gronau 1977*). *Gronau (1977)* etwa führte in die neoklassische Dichotomie der Entscheidungsalternativen bei der Allokation der Ressource Zeit ("Muße" vs. Erwerbsarbeit) die Option für Hausarbeit ein. *Becker (1965)* wertete die Ressource Zeit zum grundlegenden Knappheitsfaktor auf, der menschliche Entscheidungen erklärt.

Die Einführung einer zusätzlichen Option der Zeitverwendung legte die geschlechtsspezifische Differenzierung der Allokationsentscheidungen im Haushalt nahe. Diese wird zunächst nach wie vor unter Zugrundelegung einer gemeinsamen "Haushaltsnutzenfunktion" vorgenommen. Wir wollen hierzu zunächst ein einfaches Modell zeigen.

### ***3.2.1 Ein Modell zur Erklärung der geschlechtsspezifischen Spezialisierung im Haushalt***

Eine einfache graphische Analyse des Zustandekommens geschlechtsspezifischer Bedingungen für Arbeitsteilung und Spezialisierung im Haushalt aus produktionstheoretischer Sicht ist in Abb. 7 wiedergegeben.

**Abb. 7: Bedingungen für Arbeitsteilung und Spezialisierung bei Gründung eines gemeinsamen Haushalts**



Die oberen beiden Graphiken zeigen die Möglichkeiten eines Mannes (a) und einer Frau (b), sich durch Einsatz ihrer Zeit als Singles Marktgüter, z. B. gekaufte Pullover, und Haushaltsgüter, z. B. selbst gestrickte Pullover, zu verschaffen. Angenommen wird (realistischerweise) ein höherer Nettostundenlohnsatz des Mannes im Vergleich zur Frau und eine höhere Geschicklichkeit der Frau bei der Hausarbeit im Vergleich zum Mann (was bisweilen bestritten wird. Das Nicht-Zutreffen dieser Annahme würde aber das hier gezeigte Ergebnis nicht wesentlich beeinflussen). Diese Annahmen schlagen sich in den Graphiken in den Achsenabschnitten nieder: Würde z. B. der Mann seine gesamte Zeit für Erwerbsarbeit verwenden, würde er 80 Einheiten Marktgüter kaufen können und hätte 0 Einheiten Haushaltsgüter. Würde er seine gesamte Zeit für Haushaltsproduktion verwenden, hätte er 30 Einheiten Haushaltsgüter und 0 Einheiten Marktgüter. Alle Kombinationen auf  $M_1H_1$  machen seine Möglichkeitengrenzlinie aus. Annahmegemäß gilt für die Frau die geschlechtsspezifisch anders geneigte Möglichkeitengrenzlinie  $M_2H_2$ . Die Hinzunahme der Isoquantenschar einer Nutzenfunktion (wie gestrichelt für eine Isoquante angedeutet) würde die individuell jeweils optimale Allokationsentscheidung festlegen – bei Annahme entsprechender und bei Mann und Frau gleicher Präferenzen  $A_1$  bzw.  $A_2$ . Man sieht, dass bei identischen Präferenzen die jeweiligen Möglichkeitengrenzlinie die Entscheidung für Erwerbsarbeit bzw. Hausarbeit geschlechtsspezifisch präjudiziert.

Die untere Graphik (c) zeigt den Fall, dass Mann und Frau beschließen, zusammen zu wirtschaften. Die Addition der individuellen Möglichkeitengrenzlinien  $M_1H_1$  und  $M_2H_2$  ergibt die Möglichkeitengrenzlinie des Haushalts  $MYH$ . Diese weist auf der Strecke  $MY$  die gleiche Steigung auf wie die Linie der Frau  $M_2H_2$ , d. h., wenn man von dem Punkt voller Marktversorgung,  $M$ , abweicht, sollte dies zum Zwecke der vollen Ausnutzung der Ressourcen durch Ausscheiden der Frau aus dem Erwerbsleben geschehen. Am Knickpunkt  $Y$  ist die Frau völlig aus dem Erwerbsleben ausgeschieden. Soll der Prozess des Rückzugs aus dem Arbeitsmarkt fortgesetzt werden, so müsste dies nunmehr auf der Strecke  $YH$  zu den Konditionen der Möglichkeitengrenzlinie des Mannes  $M_1H_1$  geschehen – der zusätzliche Verlust an Marktgütern ist größer als beim Ausscheiden der Frau auf der Strecke  $MY$ .

Wieder entscheiden letztlich die Präferenzen über das optimale Verhalten. Nimmt man als Haushaltsnutzenfunktion die gleiche Funktion  $u_1$  an wie die (vorher als identisch unterstellten) individuellen Nutzenfunktionen, so erweist sich die Kombination  $Y$  als Attraktor: vollkommene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist optimal. Man müsste eine sehr asymmetrische Wertschätzung für Marktgüter bzw. Haushaltsgüter annehmen, z. B. wie bei  $u_2$  oder  $u_3$ , wenn sich etwas anderes – also etwa  $A_3$  oder  $A_4$  - ergeben sollte. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist also tendenziell ökonomisch sinnvoll.

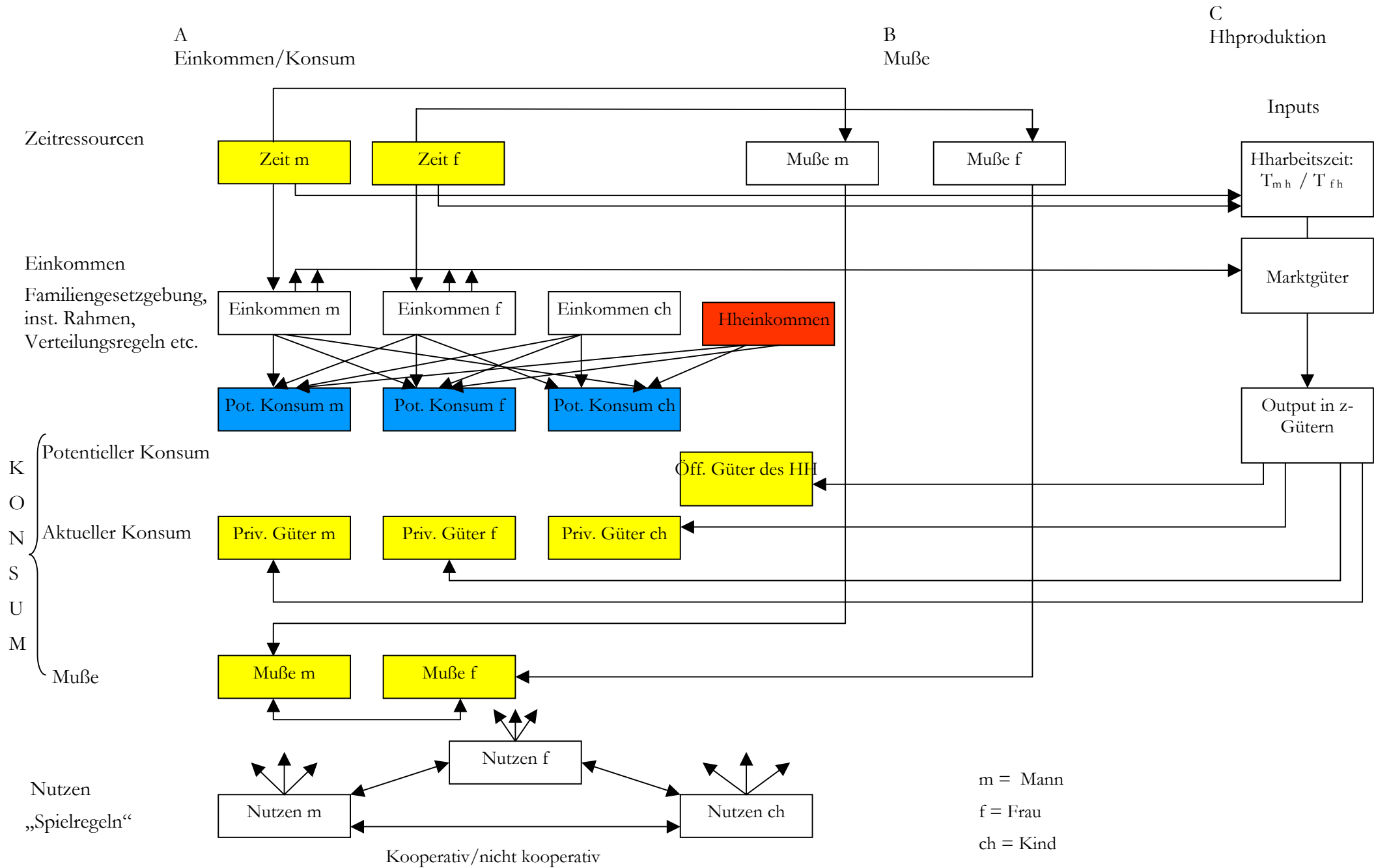
Es ist dabei wichtig, auch den Bereich  $V Y^* W X$  zu beachten: Dividiert man die gemeinsame Möglichkeitengrenzlinie  $MYH$  durch 2, ermittelt man also das durch die Haushaltsgründung entstandene Ressourcenpotential pro Kopf (Linie  $M^*Y^*H^*$ ), so sieht man, dass gegenüber den ursprünglichen individuellen Linien ein Zugewinn ("Haushaltsüberschuss") entsteht, eben  $VY^*WX$ . Die Spezialisierung durch geschlechtsspezifische Arbeitsteilung erbringt also einen gemeinsam nutzbaren ökonomischen Vorteil. Wesentliche in der Literatur vorgebrachte weiterführende Argumente zu unserem Thema beziehen sich auf die Frage nach den Mechanismen, nach denen solche Vorteile des gemeinsamen Wirtschaftens auf die Geschlechter verteilt werden (vgl. Abschnitt 3.3).

Bevor wir dies näher beleuchten, wollen wir jedoch die Gründe des Entstehens von Vorteilen des gemeinsamen Wirtschaftens noch etwas genauer analysieren.

### ***3.2.2 Vorteile des gemeinsamen Wirtschaftens im Haushaltszusammenhang***

Zu diesem Zweck skizzieren wir in Abb. 8 ein differenzierteres Modell des Haushaltszusammenhangs. Angenommen ist eine Familie mit Mann (m), Frau (f) und Kind (ch).

Abb. 8: Ein Modell der Allokation von Konsum und Arbeit innerhalb der Familie



Dabei gelten folgende Festlegungen:

- Ressourcen sind die Zeitressourcen der Partner.
- Zeit kann für Einkommenserzielung, Haushaltsproduktion und Muße verwendet werden. In den Modellrechnungen wird unterstellt, dass die Frau in der Haushaltsproduktion produktiver arbeitet als der Mann, d. h. weniger Marktgüterinput pro eingesetzte Zeitsunde benötigt. Dies entspricht der Annahme der höheren Produktivität der Frau bei der Produktion von Haushaltsgütern entsprechend Abb. 7.
- Einkommen kann (über Marktgüter) als Input in der Haushaltsproduktion verwendet werden oder es fließt in den hier so genannten „Potentiellen Konsum“. Dabei handelt es sich um Geld, über das die Individuen, denen es zufließt, frei verfügen können.

Dabei gelten folgende Festlegungen:

- Haushaltsproduktion: Das Einkommen, das in die Haushaltsproduktion fließt, wird "gepooled", d. h. es gibt keinen Unterschied zwischen Männer- und Fraueneinkommen.
- „Potentieller Konsum“: Einkommen kann direkt auf Personen umverteilt werden, wenn es deren Mindestansprüche an frei verfügbarem Einkommen erfordern. Das restliche Einkommen (nach Bedienung der Notwendigkeiten der Haushaltsproduktion und der Mindestansprüche an Potentiellen Konsum) fließt in einen frei verfügbaren Haushaltsüberschuss.
- Konsum ist
- Individueller Potentieller Konsum
- Individueller sog. „Aktueller Konsum“, d. h. Konsum des Outputs der Haushaltsproduktion, gemessen in sog. „z-Gut-Einheiten“. z-Güter sind individuelle private z-Güter (z. B. Kleidung oder Mahlzeiten) sowie „haushaltsöffentliche“ z-Güter (Wohnungsausstattung etc. –z<sub>p</sub>–). Die Differenzierung in individuelle private und haushaltsöffentliche Güter taucht in diesem Modell neu auf. Durch die Existenz von haushaltsöffentlichen z-Gütern entstehen in Mehrpersonenhaushalten Economies of Scale (Größenersparnisse). So wird man in einem 2-Personen-Haushalt gegenüber einem 1-Personen-Haushalt keine zusätzliche Kücheneinrichtung benötigen. Darüber hinaus unterstellen wir, dass bei der Produktion privater Güter in Mehrpersonenhaushalten Vorteile der joint production (der verbundenen Produktion) auftreten können. Z. B. kostet es weniger Zeit und Geld, eine Mahlzeit für 3 Personen zu erstellen, als 3-mal eine Mahlzeit für 1 Person.
- Individuelle Muße: Im unteren Teil von Abb. 8 taucht – im Gegensatz zu den zuvor behandelten Modellen – die Vorstellung individueller Nutzenfunktionen der Partner und von Spielregeln, etwa bei der Verteilung des Haushaltsüberschusses, auf. Auf die Thematisierung dieser Zusammenhänge gehen wir später ein (Abschnitt 3.3). Zuvor zeigen wir



anhand einer Modellrechnung (genauer: einer Linearen-Optimierungs-Rechnung) auf der Basis fiktiver Zahlen, wie sich in diesem – gegenüber dem in Abb. 7 wiedergegebenen Spezialisierungsmodell komplexeren – Modell die Entstehung eines Haushaltsüberschusses beim Zusammenlegen von zwei Single-Haushalten erklärt.

Abb. 9 und 10 zeigen die Modellergebnisse für die beiden Single-Haushalte.

Abb. 9: Modell Mann single

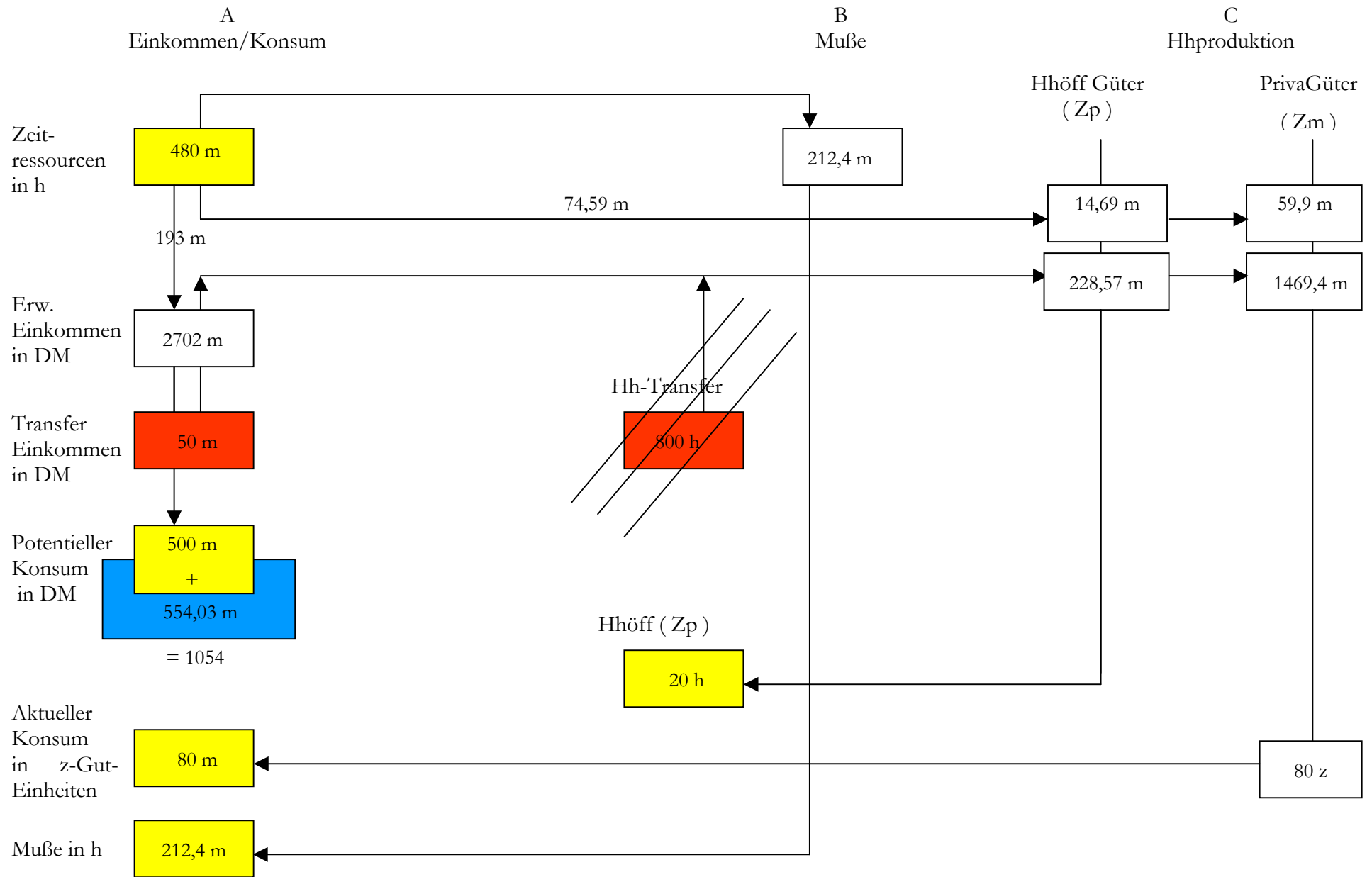
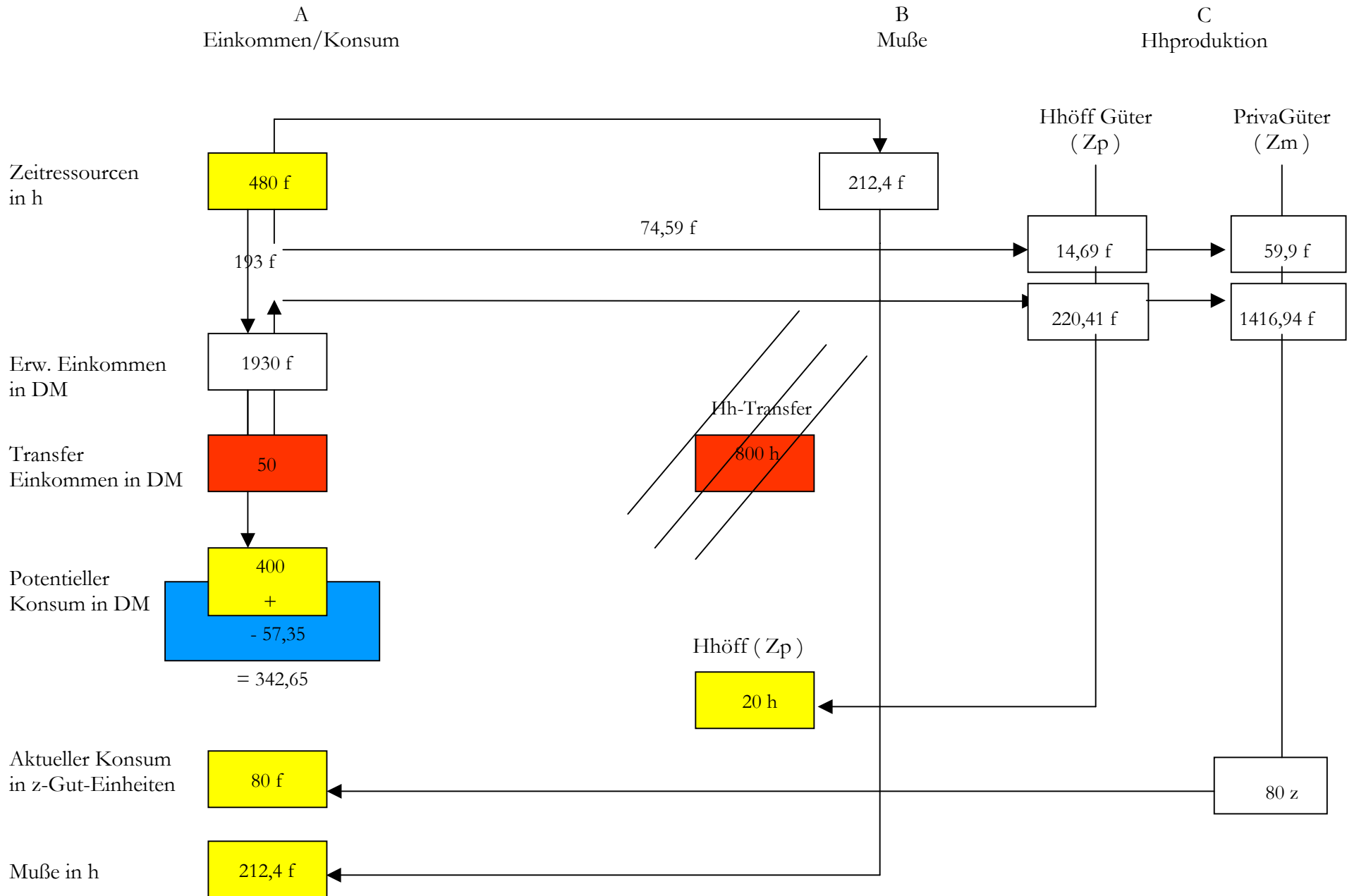


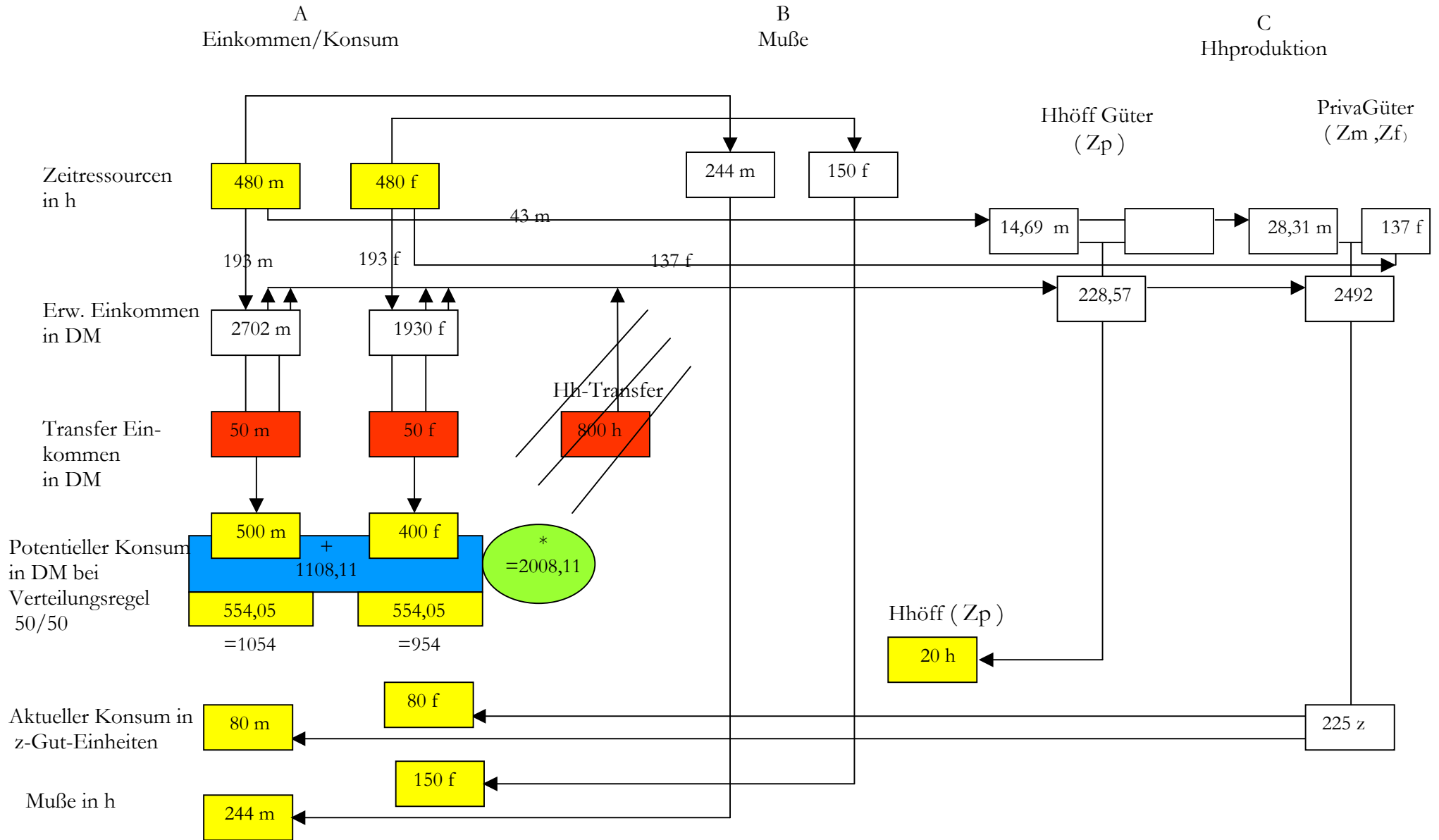
Abb. 10: Modell Frau single



Mann und Frau wählen die nach dem Modell maximal mögliche Erwerbsarbeitszeit von 193 h/Monat und erzielen die entsprechend den traditionellen produktionstheoretischen Annahmen geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Erwerbseinkommen von 1381,51 € bzw. 986,79 €. Das im Modell ursprünglich vorgesehene haushaltsbezogene (also personenunabhängige) Transfer-einkommen von 409,92 € haben wir bei den Rechnungen nicht berücksichtigt, da eine solche Annahme im Einzelnen genauer spezifiziert werden müsste.

Mann und Frau wenden die gleiche Zeit für Haushaltsproduktion auf und haben die gleiche Mu-Bezeit. Die höhere Effizienz der Frau in der Haushaltsproduktion schlägt sich in dem gegenüber dem Mann niedrigeren Geldaufwand für die Haushaltsproduktion nieder. Der niedrigere potentielle Konsum der Frau ergibt sich aus einem niedrigeren Anspruchsniveau (204,52 € vs. 255,65 €) und dem niedrigeren Haushaltsüberschuss. Dieser ist bei der Frau sogar geringfügig negativ (- 9,32 €).

Das gemeinsame Wirtschaften im Haushaltszusammenhang zeitigt die in Abb. 11 dargestellten Effekte.



Zunächst ein Blick auf den insgesamt möglichen Potentiellen Konsum. Dieser ist größer als die Summe der entsprechenden Werte für die Single-Haushalte (1026,73 € vs. 714,12 €), es entsteht also wiederum ein Haushaltsüberschuss. Dieser erklärt sich nunmehr erstens wie bisher aus Effizienzgewinnen durch Spezialisierung, zweitens und drittens aber aus den oben erläuterten Economies of Scale und Vorteilen der verbundenen Haushaltsproduktion.

Was verändert sich nun für Mann und Frau durch die neue Situation?

Offensichtlich verrichtet die Frau mehr Hausarbeit und verzichtet auf Muße im Vergleich zum Single-Dasein, beim Mann ist es spiegelbildlich umgekehrt. Dagegen könnten beide aus dem erzielten höheren Haushaltsüberschuss profitieren. Wie sich das für den einzelnen darstellt, hängt von den angewandten "Spielregeln" für die Verteilung des Haushaltsüberschusses ab. In Abb. 11 ist 50 %ige Teilung des Haushaltsüberschusses unterstellt. In diesem Fall bleibt für den Mann der Potentielle Konsum gegenüber dem Single-Dasein ungefähr gleich, die Frau erzielt einen Vorteil. Dagegen profitiert der Mann bei der Zeitallokation auf Kosten der Frau. In Abb. 12 sind die Verluste und Zugewinne aufgeführt, und zwar unter Zugrundelegung alternativ möglicher Verteilungsregeln. Abb. 13 quantifiziert den möglichen Nettoumverteilungseffekt für die Frau bei Annahme unterschiedlicher modellendogener "Schattenpreise" der Zeit, also unterschiedliche Bewertungen der Zeit in Abhängigkeit von den existierenden Handlungsalternativen. Zur für diese Art von Fragestellungen relevanten Literatur führen wir in Abschnitt 3.3 näheres aus.

**Abb. 12: Gegenüberstellung und ökonomische Bewertung**

Modelle & Schattenpreise Variablenwerte	Schattenpreise				Schattenpreis Paar in €	Bewertung in €
	m	f	Paar	$\Delta$		
Input						
Haushaltsarbeitszeit $m$ in h: $T_{mh}$	74,59		43	-31,59	0	0
Haushaltsarbeitszeit $f$ in h: $T_{fh}$		74,59	137	+62,41	0,284	+17,72
Erwerbsarbeitszeit Frau max. in h: $T_{fMmax}$					4,83	+301,44
Marktgüter $m$ in €: $Y_m$	868,16					
Marktgüter $f$ in €: $Y_f$		837,16				
Marktgüter in € bei pooling			1391,01			
Output						
Aktueller Konsum $m$ in z-Gut-Einheiten: $z_m$	80		80			
Aktueller Konsum $f$ in z-Gut-Einheiten: $z_f$		80	80			
Aktueller Konsum Hhöff: $z_p$	20	20	20			
Potentieller Konsum in €	538,92	175,20	1026,73			
Bei Verteilungsregel 50/50 ( $D_1$ ):						
$Y_{mD1}$ in €			538,93	~0		
$Y_{fD1}$ in €			487,80	+312,60		
Bei Verteilungsregel = Anteil am Erwerbseinkommen ( $D_2$ ):						
$Y_{mD2}$ in €			585,95	+47,03		
$Y_{fD2}$ in €			440,59	+265,39		
Bei Verteilungsregel 100/0 ( $D_3$ ):						
$Y_{mD3}$ in €			822,21	+283,29		
$Y_{fD3}$ in €			204,52	+29,32		
Muße $m$ in h: $T_{mL}$ in h	212,4		244	+31,59		
Muße $f$ in h: $T_{fL}$ in h		212,4	150	-62,41		

Quelle: Eigene Darstellung, vgl. Seel 2002, S. 11

Im Modell festgelegt:  $y_{mD} \text{ min in €: } 255,65$  $y_{fD} \text{ min in €: } 204,52$

**Abb. 13: Nettoumverteilungseffekt für die Frau in €/Monat**

Verteilungsregel	Schattenpreis der Zeit in €	
	0,284	4,83
50/50	+294,88	+11,16
Anteil am Erwerbseinkommen	+247,67	-36,05
100/0	+11,60	-272,12

Quelle: Eigene Darstellung, vgl. Seel 2002, S. 12

Die Vorteile des Zusammenlebens in einem Haushalt bzw. einer Familie gegenüber dem Single-Dasein sind in der ökonomischen Literatur über das bisher Gesagte hinaus vertieft worden. So wird z. B. in der sog. "Familienökonomik" u. a. auch auf den "psychischen Nutzen" abgehoben, den das Familienleben stiftet (*Becker 1981a, Cigno 1991*). Auf den Beitrag der Institutionenökonomik gehen wir in Abschnitt 3.4 ein. Wir lassen dies an dieser Stelle auf sich beruhen und wenden uns der Literatur zu den verhandlungstheoretischen Modellen zur näheren Analyse der Verteilung eines wie immer zustande gekommenen Haushaltsüberschusses zu.

### 3.3 Verhandlungstheoretische Modelle

In traditionellen und ursprünglich auch in produktionstheoretischen Modellen wird – wie oben erläutert – Einkommenspooling und das Zustandekommen einer Pareto-optimalen Verteilung auf der Basis einer gemeinsamen ("unitary") Haushaltsnutzenfunktion unterstellt. Nimmt man im Gegensatz hierzu die Möglichkeit individuell unterschiedlicher Nutzenfunktionen und darüber hinaus – wie bereits in Abschnitt 3.2.2 eingeführt – die Unterscheidbarkeit von privaten und haushaltsöffentlichen Konsumgütern an, dann kann es

- 1) zu Verhandlungsproblemen zwischen den Partnern kommen, wobei
- 2) die individuellen Entscheidungen über die Allokation der Ressourcen von den Mustern der Verteilung des Haushaltsüberschusses nicht unabhängig sind. So wird die Entscheidung eines Partners, seine Zeit in individuelle private Güter (als individuelles privates Gut par excellence gilt die eigene Muße) oder in haushaltsöffentliche Güter (als Beispiel wird die Erziehung von



Kindern genannt) zu investieren, u. U. nicht ohne Blick auf die erwartete Verteilung zustande kommen.

**Abb. 14: Modelle der Entscheidungsfindung innerhalb des Haushalts**

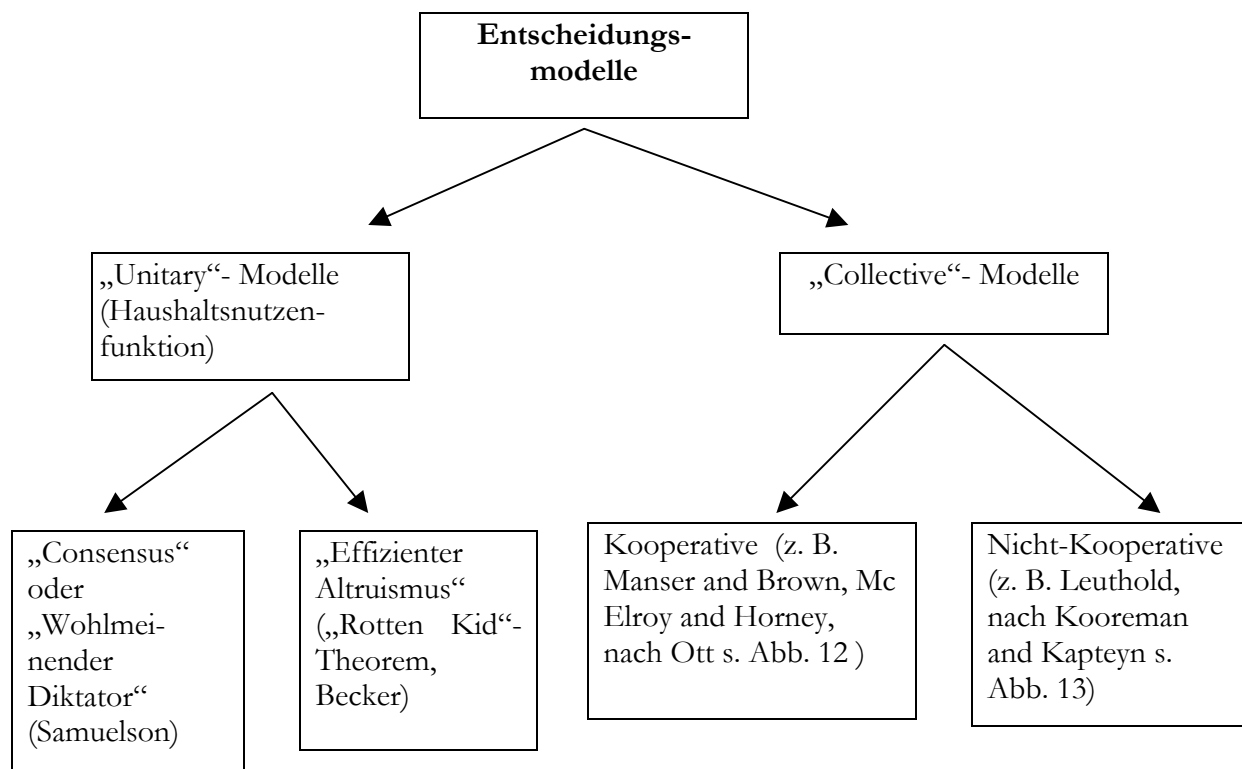
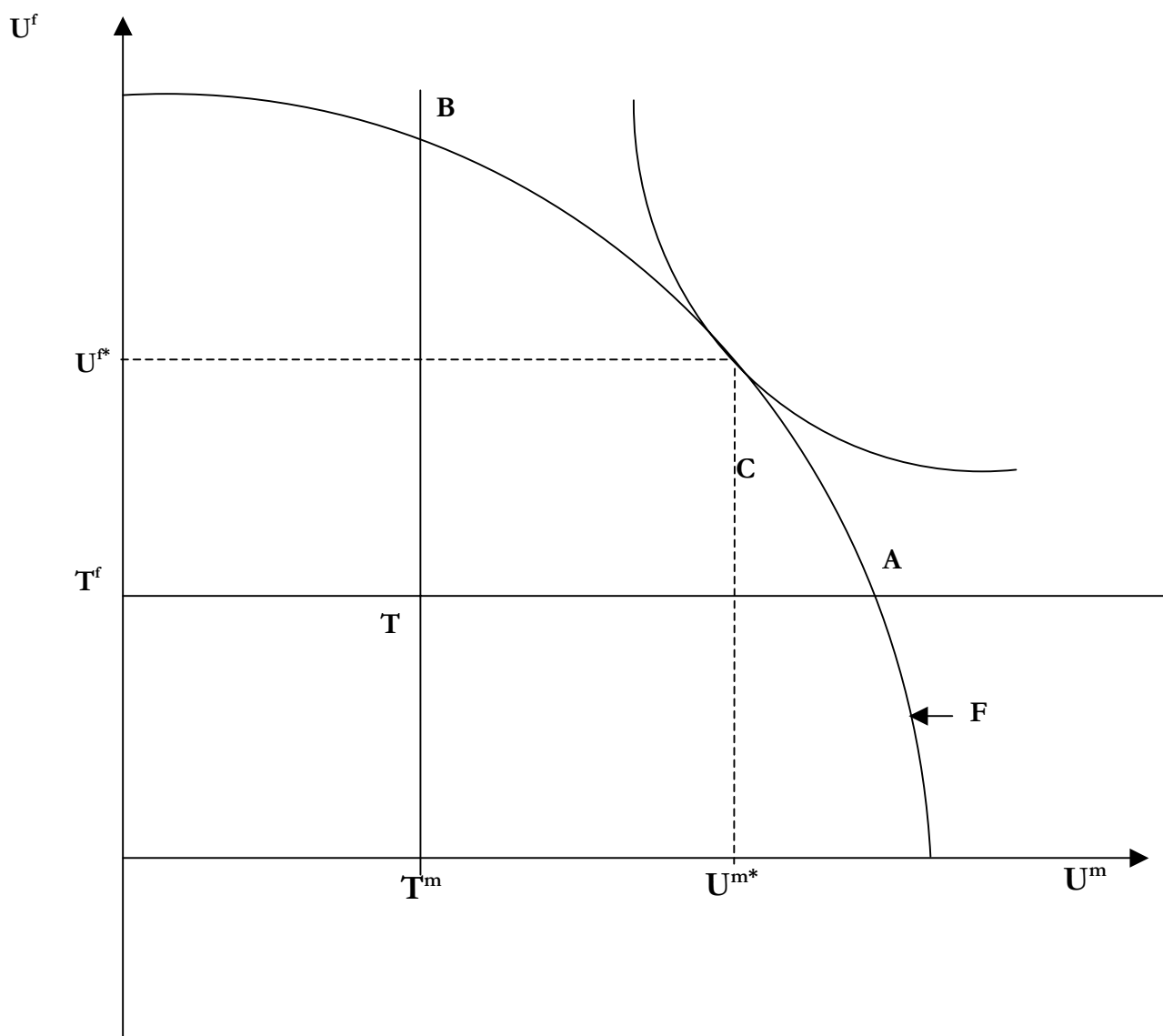


Abb. 14 gibt einen Überblick über Varianten von Modellen der Allokation und Verteilung im Haushaltszusammenhang (vgl. auch Seel 2001). Nachdem wir bislang Modelle mit gemeinsamer Haushaltsnutzenfunktion vorgestellt haben, werfen wir nunmehr einen Blick auf kollektive Modelle, wobei grundsätzlich zwischen "kooperativen" und "nicht-kooperativen" Varianten unterschieden wird. Unter einem "kooperativen" Modell ist dabei ein Modell zu verstehen, das die Möglichkeit bindender Vereinbarungen zwischen den Partnern unterstellt.

Abb. 15: Das kooperative Nash-Bargaining-Modell



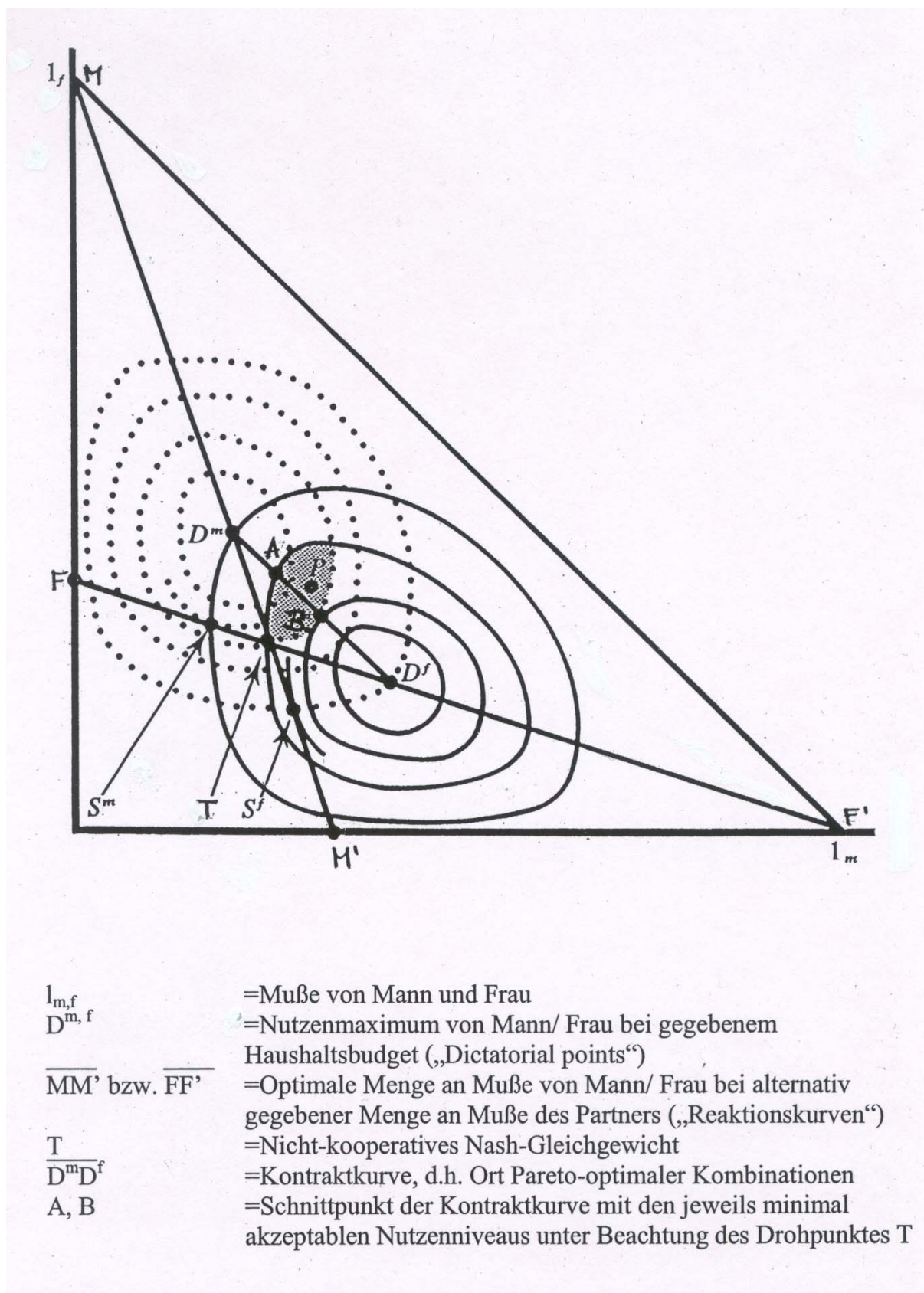
$$N = \left( U^m(X^m) - T^m \right) \bullet \left( U^f(X^f) - T^f \right)$$

Quelle: nach Ott 1992, S. 35

Abb. 15 zeigt ein prominentes kooperatives Modell nach *Ott (1992)*. Gegenstand der individuellen Nutzenschätzungen ( $U^m$ ,  $U^f$ ), die auf den Achsen abgetragen sind, sind hier lediglich private Güter  $X$ . Die Möglichkeitengrenzlinie ("Verhandlungsset") für die Verfügbarkeit privater Güter ist durch die Kurve  $F$  gegeben. Die Partner haben Alternativen zum Zusammenleben im Haushalt, die durch die Nutzenniveaus, etwa nach einer Scheidung ( $T^m$ ,  $T^f$ ; "Threat points", "Drohpunkte"), gegeben sind. Die Partner werden also von dem durch das Zusammenleben erwirtschafteten Haushaltsüberschuss mindestens die Kombination  $B$  bzw.  $A$  erwarten. Kooperatives Verhalten heißt hier, dass sich die Partner auf eine aus ihrer Sicht "faire" Haushaltsnutzenfunktion  $N$  einigen. In diese Funktion  $N$  geht der zusätzliche Nutzen, den die Partner über ihren Drohpunkt hinaus erzielen können ( $u(X)-T$ ), als multiplikatives Element ein, d. h., es wird als Konsens unterstellt, dass kein Partner, gemessen an seinem Drohpunkt, leer ausgehen soll. Auf dieser Basis kommt in Abb. 15 die für beide konsensfähige Lösung  $C$  zustande.

Die dynamische Variante des Modells geht davon aus, dass die Partner  $u$  und  $U$  die zukünftige Veränderung ihrer Drohpunkte antizipieren. So könnte eine Frau vorhersehen, dass das Zuhausebleiben nach der Geburt eines Kindes ihren Drohpunkt bei zukünftigen Verhandlungen soweit absenken könnte, dass eine zukünftige Konsenslösung unter ihre jetzige Mindestforderung  $A$  absinken würde. In einem solchen Fall wird sie sich möglicherweise auf ein Zusammenleben oder die Entscheidung für ein Kind gar nicht erst einlassen und damit auf die kurzfristige Teilhabe am Haushaltsüberschuss lieber verzichten. Diese Situation ist von Ott unter der Überschrift: "Die Entscheidung für ein Kind – ein Gefangenendilemma?" beschrieben worden.

Abb. 16: Reaktionskurve und Kontraktkurve im Nash-Cournot-Spiel



Quelle: nach Kooreman/Kapteyn 1990, S. 587

Abb. 16 zeigt ein nicht-kooperatives Modell. Hier geht es um die individuelle Verfügung über das exklusiv private Gut Muße (oder Freizeit),  $I_m$  bzw.  $I_f$ . Mann und Frau haben individuelle Nutzenfunktionen mit dem Maximum  $D^m$  bzw.  $D^f$ , die durch ihre Höhenlinien wiedergegeben sind. Es wird angenommen, dass, wenn ein Partner ein gewisses Maß an Muße fordert, der andere in Abhängigkeit davon seinen Nutzen maximiert. Aus den Kombinationen, die sich bei alternativen Forderungen des Partners jeweils ergeben würden, resultieren die jeweiligen Reaktionskurven  $MM'$  (für den Mann) und  $FF'$  (für die Frau). Ein Gleichgewichtspunkt wäre  $T$ . Man kann aber sehen, dass sich beide Partner verbessern könnten, wenn sie sich, ausgehend von  $T$ , in den schraffierten Bereich hineinbewegen und über den dann entstehenden "Überschuss" verhandeln würden.  $AB$  entspräche dann dem – unter Beachtung des Gleichgewichtspunkts  $T$ , der in diesem Modell die Funktion eines Drohpunkts annimmt – "verhandelbaren" Möglichkeitsset  $AB$  im kooperativen Modell.

Es gibt also auch hier wieder einen Drohpunkt, nur wird er nicht als exogen gegeben angenommen, sondern ist Resultat der haushaltsinternen Reaktionskurven. Man spricht hier von einem "endogenen" Drohpunkt.

Die Frage nach den Determinanten von Drohpunkten bei Verhandlungen über die Verteilung im Haushalt steht im Zentrum der Diskussion, die an diesen Grundmodellen anknüpft. Zunehmend werden dabei soziologische, institutionenökonomische und psychologische Gesichtspunkte ins Spiel gebracht. Ein Erklärungsmodell, das man direkt auf unser Thema, das genderspezifische Verhalten im Ernährungsbereich, beziehen kann, ist das Modell des Separate Spheres Bargaining von *Lundberg und Pollak (1993)*. Hier wird angenommen, dass der Konsens über eine geschlechtsspezifische Arbeits- und Rollenverteilung ein endogener Drohpunkt sein könnte, der eine Gleichgewichtssituation markiert. Würde man, ausgehend von einem solchen Drohpunkt, in Verhandlungen über die Verteilung eines evtl. durch Kooperation erzielbaren Überschusses eintreten, so würde dies "Transaktionskosten" (vgl. Abschnitt 3.4) verursachen, d. h. Zeit-, Geld- und psychische Kosten des Verhandeln. Es entsteht die Frage, ob es sich unter diesen Umständen lohnt, das Verharren in "separate spheres" aufzugeben. Vielleicht könnte die Existenz von Transaktionskosten des Verhandeln die Persistenz der geschlechtsspezifischen Arbeits- und Rollenverteilung erklären.

### 3.4 Der Beitrag der Institutionenökonomik

Der Begriff der Transaktionskosten stammt aus einer anderen modernen Richtung der Wirtschaftstheorie, der sog. Neuen Institutionenökonomik. Diese hat für unser Thema durchaus etwas zu bieten. Stellen wir unseren Überlegungen zwei Definitionen voran, die den Gegenstand der Institutionenökonomik umreißen:

"(Eine) Institution (ist) ein System formgebundener (formaler) und formungebundener (informeller) Regeln einschließlich der Vorkehrungen zu deren Durchsetzung" (von *Schmoller 1900, S. 61*).

"Institutionen bezwecken eine bessere Vorhersehbarkeit, also eine Verringerung von Unsicherheitsursachen bei ungleich verteiltem unvollständigen Wissen" (*Schneider 1997, S. 47*).

Institutionen – so wird hinzugefügt – ersparen Transaktionskosten. Sie sind ihrerseits aber nicht kostenfrei. Da Opportunismus nicht ausgeschlossen werden kann, sind nämlich Überwachung und Kontrolle notwendig.

Die Neue Institutionenökonomik hat die Welt der neoklassischen Theorie von Unternehmungen, Märkten und Haushalten verändert (*vgl. neuerdings z. B. Williamson 2002*). Unternehmen werden nun in ihrer Organisationsstruktur gesehen. So wird z. B. begründet, dass vertikale Integration Transaktionskosten spart. Eine hierarchische Unternehmensorganisation sei – so gesehen – dem Markt überlegen. Aber auch die Kosten von solchen Institutionen werden thematisiert, so z. B. das Problem der X-Inefficiency (*Leibenstein 1966*).

Eine Anwendung auf private Haushalte liefert z. B. *Pollak (1985)*. Pollak beschreibt Familien und Haushalte als potentielle Produzenten von "Überschuss", und zwar in ihrer Funktion als

- Produktionsgemeinschaft
- Konsumgemeinschaft
- Versicherungsgemeinschaft

Die Effizienzvorteile, die durch den Haushaltszusammenhang entstehen, hatte, wie wir gesehen haben, schon die Produktionstheorie betont. Nun wird hinzugefügt, die Haushaltsökonomie könne als einzigartiges Beispiel sich selbst verstärkender Anreize zur Realisierung von Kooperationsvorteilen gelten. Der Haushaltszusammenhang gewährleiste auch oder gerade im modernen Kontext nicht nur eine besonders effiziente Bereitstellung personenspezifischer Dienstleistungen, etwa durch Nutzung von Größen- und Verbundvorteilen im Konsum sowie durch Nutzung der Vorteile der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und einer flexiblen Konsumtechnologie, die eine optimale Kombination von Zeit und Geldeinkommen und damit auch eine optimale Nutzung von Geldtransfers erlaubt. Darüber hinaus – so hat es Becker bekanntlich in seinem berühmten "Rotten-Kid-Theorem" dargelegt – biete der Altruismus auch nur eines Haushaltsmitglieds den anderen Anreize, im eigenen Interesse – und im Ergebnis zum allseitigen Nutzen – zu kooperieren, selbst dann, wenn diese anderen selbst gar nicht altruistisch eingestellt sind (*Becker 1981b*). Darüber hinaus werden die Vorteile durch Ersparnis von Kontroll- und Sanktionskosten hervorgehoben, die der Motiviertheit der Haushaltsmitglieder füreinander oder zumindest der weitgehenden Ausschließbarkeit asymmetrischer Information zu verdanken seien. Wechselseitige

Kontrolle minimiere – so wird gesagt – die Gefahr individueller opportunistischer Strategien, z. B. im Fall der Treuhänderposition gegenüber Unmündigen und eingeschränkt Entscheidungsfähigen (wie z. B. Kindern und Pflegebedürftigen) oder im Fall von Risiken, die einseitig zu Lasten eines Partners gehen, z. B. bei Spezialisierung auf die Hausfrauenrolle.

Diese Argumente klingen einleuchtend. Sie vermögen auch gewisse Aspekte der Entwicklung der Haushaltsökonomie als Sicherungssystem zu erklären, so z. B. den Umstand, dass das Entstehen marktlicher und staatlicher Sicherungssysteme die Haushaltsökonomie nicht völlig hinweggefegt, sondern eher neuere Kombinationen von Zeit und Geldleistungen im Rahmen der Haushaltsproduktion hervorgebracht hat, wie z. B. bei der Organisation von Pflege (*vgl. z. B. Rosenkranz/Schneider 1997, Evers 1997, vgl. auch Fleischmann 1983*). Weiter könnte die Institutionenökonomik den Umstand erklären, dass in den Haushalten überhaupt noch in Kinder investiert wird, was möglicherweise am ehesten elterlichem Altruismus oder zumindest dem Konsumgutcharakter von Kindern zu verdanken ist.

Das Verhältnis zu Kindern (und ebenso zu begrenzt entscheidungsfähigen Pflegebedürftigen und Hochbetagten) könnte man aber auch im Sinne der Institutionenökonomik als ein Principal-Agent-Verhältnis auffassen (*Seel 1997, 1998*), z. B. als Erklärungsmodell für die Entscheidung über die Inanspruchnahme von Geld oder Sachleistungen im Rahmen der Pflegeversicherung. Diese Interpretation würde bereits entwickelten Positionen des Familienrechts entsprechen und lässt interessante sozial- und verbraucherpolitische Schlussfolgerungen zu, auf die wir hier nicht eingehen.

Damit kommen wir auf die Möglichkeit zurück, die Verhältnisse innerhalb des Haushalts als potentiellen Gegenstand von Konflikten zu interpretieren, und damit auf die Frage nach den Determinanten von Drohpunkten, die wir oben schon einmal aufgeworfen haben.

Gender ist eine Determinante solcher Drohpunkte. Gender selbst ist eine Institution: Die Zugehörigkeit zu einer sozialen Geschlechterrolle reduziert Verhaltensunsicherheiten und spart Transaktionskosten, wie das Modell des *Separate Spheres Bargaining* annimmt. Sie verursacht auch Kontroll- und Überwachungskosten. Die Frage, die man sich abschließend hierzu stellen könnte, lautet: Ist Gender eine nach wie vor effiziente Institution?

#### 4. Die Theorie der individuellen Präferenzen und des Entscheidungsverhaltens

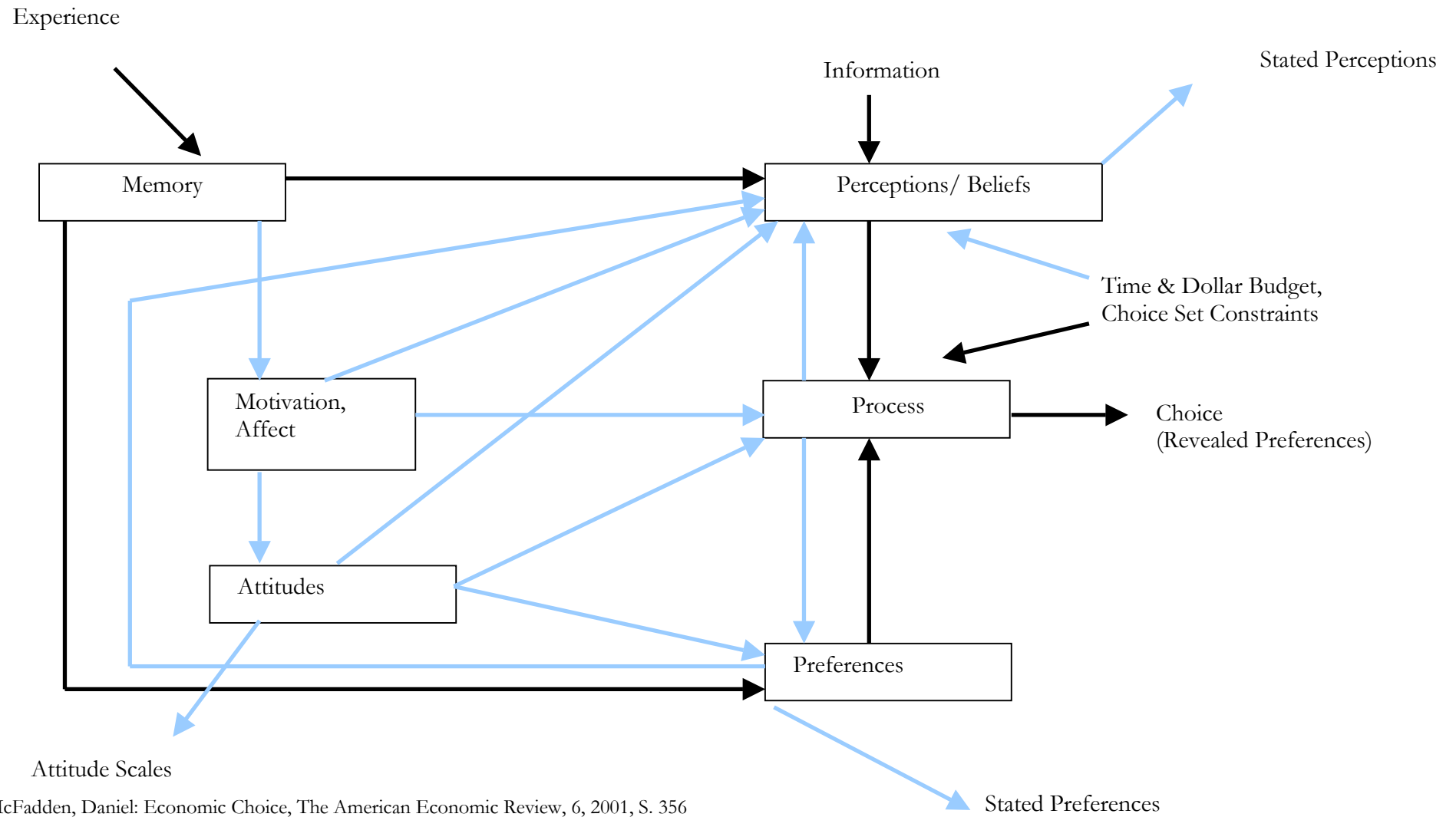
Wie wir in Abschnitt 3 dargelegt haben, ist in der ökonomischen Theorie traditionell die Entstehung und Veränderung von Präferenzen im Allgemeinen und von Präferenzen im Zusammenhang mit konkreten Entscheidungsfeldern wie dem Bereich der Ernährung nicht thematisiert worden. Dies hat sich in neuerer Zeit geändert. In inzwischen klassischen Beiträgen ist die Möglichkeit der Abhängigkeit der Präferenzen von vorangegangenen eigenen Entscheidungen (*"endogenous tastes"*, Pollak 1978), von Lern- und Anspruchsanpassungsprozessen (Simon 1964, 1982; Elster 1983; als Sammelbände z. B. Hogarth/Reder 1987 und Cook/Levi 1990) oder von Prozessen der Auseinandersetzung mit Restriktionen einschließlich selbst gesetzter Restriktionen (Elster 1984) in die Theorie eingeführt worden.

In seiner Rede anlässlich der Verleihung des Nobelpreises 2000 hebt Mc Fadden hervor, dass – begünstigt durch die wachsende Verfügbarkeit empirischer Datensätze und der technischen Möglichkeiten der Datenverarbeitung – eine zunehmende wechselseitige Durchdringung von Entscheidungstheorie und empirischer Analyse des Entscheidungsverhaltens zu beobachten ist (Mc Fadden 2001, vgl. auch Heckman 2001). Mc Fadden weist daraufhin, dass – neben den von ihm selbst ebenfalls gesehenen oben erwähnten Determinanten der Präferenzbildung – durch dynamische Optimierungsmodelle sowie durch Modelle der sozialen Interaktion auch der Einfluss von Zukunftserwartungen abgebildet worden ist (Mc Fadden 2001, S. 362). Ein Modell, das gerade die Genderspezifität der Beeinflussung von Entscheidungen durch Zukunftserwartungen thematisiert, haben wir bereits kennen gelernt (Ott 1992).

Von den empirisch ausgerichteten Disziplinen, von denen hier wesentliche Impulse zu erwarten seien, nennt Mc Fadden die Kognitive Psychologie (Mc Fadden 2001, S. 351). Ein entsprechend angereichertes Modell des Entscheidungsverhaltens präsentiert er wie in Abbildung 17 dargestellt.



Abb. 17: Der Entscheidungsprozess nach McFadden



Quelle: McFadden, Daniel: Economic Choice, The American Economic Review, 6, 2001, S. 356

In der zitierten Literatur gibt es keine Hinweise auf die eigentlich nahe liegende Frage, ob der Einfluss von individuellen Erfahrungen und Erwartungen auf Prozesse der Präferenzbildung und Entscheidungsfindung nicht auch eine genderspezifische Ausprägung dieser Prozesse wahrscheinlich macht. Dies ist aber schon allein nicht nur deshalb zu erwarten, weil die Geschlechter nach wie vor geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse durchlaufen, sondern auch deshalb, weil sich die physischen Restriktionen und Alternativen unterscheiden, mit denen Männer und Frauen konfrontiert werden: nur Frauen haben die Option, Kinder zu gebären.

Entsprechende Überlegungen gibt es indessen durchaus im Rahmen feministischer Ansätze (vgl. z. B. *England 1989*) sowie der verhaltenswissenschaftlichen Konsumtheorie und der im Zusammenhang damit betriebenen so genannten Ökonomischen Psychologie (vgl. z. B. *Haubl 1998*). Hier liegt inzwischen auch eine Fülle mehr oder weniger gut fundierter empirischer Arbeiten vor, die Anhaltspunkte für Genderspezifität von Präferenzen und Entscheidungsverhalten (z. B. beim Einkaufen, beim Umgang mit Geld) enthalten. Es bietet sich an, solche Beiträge auf ihre Verknüpfungsmöglichkeiten mit ökonomischen Entscheidungsmodellen zu sichten.

Schließlich soll ein Blick auf die ernährungswissenschaftliche Diskussion geworfen werden. Hier kann man Ansätze zu einem Brückenschlag nicht nur zur Psychologie, sondern auch zu anderen empirisch ausgerichteten sozialwissenschaftlichen Disziplinen erkennen, wie Abb. 18 zeigt.

### **Abb. 18: Beispiele für Dimensionen und Funktionen von Ernährung**

<b>Dimensionen</b>	<b>Funktionen</b>
<b>Physiologisch</b>	Versorgung mit Energie und Nährstoffen
<b>Sozial</b>	soziale Organisation, Integration und Abgrenzung, soziale Sicherheit, Kommunikation
<b>Kulturell</b>	normative Wertsysteme, Ernährungssitten und -gebräuche, Essbarkeit, Geschmack
<b>Psychisch</b>	Genuss, emotionale Sicherheit, Kompensation, Selbstwertgefühl

Quelle: nach Köhler, B.M./Feichtinger, E. (Hrsg.) 1998, Annotierte Bibliographie Armut und Ernährung. WZB Berlin, S. 25; zitiert nach Leonhäuser/Lehmkuhler 2002, S. 23

Aus einer solchen Sicht erscheint Ernährung geradezu als Inbegriff eines "sozialen Totalphänomens" (*Marcel Mauss, zit. nach Leonhäuser/Lehmkuhler 2002*). Es erscheint somit möglich, sozialwissenschaftlich begründbare Determinanten von Prozessen der Präferenzbildung und Entscheidungsfindung konkret am Ernährungsbereich festzumachen.

Der Stand der Forschung bietet somit ein Kaleidoskop von Aussagen, die unter dem Gesichtspunkt der Genderspezifität von Ernährungspräferenzen und -entscheidungen gesichtet, systematisiert und zum Zweck der empirischen Überprüfung verdichtet werden könnten.

Die praktische Relevanz entsprechender Erkenntnisse liegt u. a. in der Möglichkeit, hieraus Hinweise für eine höhere Zielgenauigkeit ernährungs- und armutspolitischer Maßnahmen zu gewinnen. So berichten z. B. *Lundberg et al. (1997)*, dass eine Änderung des britischen Steuersystems dahingehend, dass die Unterstützung von Kindern von der Form einer steuerlichen Berücksichtigung beim Haushaltsvorstand auf die Form eines direkten Transfers an die Ehefrau umgestellt

wurde, zu einer signifikanten Erhöhung der Konsumausgaben für Frauen und Kinder geführt und damit offensichtlich die Zielgenauigkeit der Unterstützungsmaßnahme erhöht hat (vgl. auch *Chen/Woolley 2001*).

Frauen haben – wie in Abschnitt 1 gezeigt – offensichtlich gerade auch im Bezug auf das Ernährungsverhalten eine typische "Gatekeeper"-Funktion. Die genderspezifische Formulierung von Haushaltsmodellen könnte dazu beitragen, entsprechende Erkenntnisse theoretisch zu untermauern und sozialpolitisch nutzbar zu machen.

## 5 Theoretische Perspektiven

Aus ihrer anfänglichen "Geschlechtsblindheit" hat sich die Haushaltstheorie – wie wir gesehen haben – inzwischen durchaus hinausbewegt, wie die Entwicklung der Theorie der Allokation und Verteilung im Haushaltszusammenhang zeigt. Dies geht z. T. auf theorieimmanente Tendenzen der individuenbezogenen Ausdifferenzierung zurück, wie wir sie – vor dem Hintergrund der Neuen Institutionenökonomik – etwa auch bei der Theorie der Unternehmung beobachten können. Andere mögliche Entwicklungen wie die genderspezifische Interpretation der Präferenz- und Entscheidungstheorie stehen noch an ihrem Anfang. Wie sich die Theorie weiterentwickeln wird, hängt sicher zu einem wesentlichen Teil davon ab, ob eine entsprechende Fokussierung des Erkenntnisinteresses in der wissenschaftlichen Community – auch in Anbetracht von Aspekten sozialer Erwünschtheit – konsensfähig ist.

*Thomas Kuhn (1970)* hat ja bekanntlich darauf hingewiesen, dass sich Wissenschaft aller Erfahrung nach keineswegs nach dem Popper'schen Postulat des "Trial and Error" fortentwickelt, sondern durchaus den Charakter sozialer Konventionen aufweist, Konventionen, die in der Wissenschaftsgeschichte häufig nur durch lang hinausgezögerte und dann radikale "Paradigmenwechsel" aufgebrochen worden sind.

Es scheint, als ob die individuenbezogene und darüber hinaus dann auch noch genderspezifische Interpretation des Haushaltszusammenhangs in der Selbstinterpretation der deutschen Gesellschaft heute keinen großen Rückhalt hat. Die patriarchalische und auch die liberal-privatistische Tradition der Auffassung von Familie und Haushalt legen nach wie vor ein Tabu auf die Thematisierung etwa der Verteilungsverhältnisse im Haushaltszusammenhang. Dies kommt in einer verbreiteten wissenschaftlichen Ablehnung zum Ausdruck, aber auch in der sozial- und steuerpolitischen Diskussion, in der individuenbezogene Reformvorschläge (z. B. Individualbesteuerung und voll eigenständige soziale Sicherung der Frau, oder die individuenbezogene Gewährung von Transfers etwa im Sinne von *Lundberg et al. (1997)*) nicht konsensfähig sind. Es ist schwer zu sagen, ob sich dies in absehbarer Zeit ändern wird und damit, wenn nicht ein Paradigmenwechsel,

so vielleicht doch ein beherzteres Aufgreifen einschlägiger latenter Forschungsthemen in der Haushaltstheorie denkbar wird.

Wir wollen zum Abschluss zeigen, dass die Verarbeitung der wissenschaftstheoretischen Position von Kuhn auch Aufnahme in eine Liste der Optionen einer feministischen Wissenschaftskritik gefunden hat, die wir *Ferber/Nelson (1993, S. 8ff.)* verdanken. Diese Liste sei abschließend kurz wiedergegeben:

"Affirmative Action": Kritik an der Unterrepräsentierung von Frauen im Wissenschaftsbereich

"Feminist Empiricism": Forderung nach strikter, nicht androzentrischer Anwendung bestehender methodologischer Normen.

"Feminist Difference": Behauptung des gänzlich "Anderen" an der Frau, auch an der von ihr angewandten wissenschaftlichen Erkenntnisweise.

"Feminist Postmodernism": Forderung nach "Dekonstruktion" (Derrida) traditioneller Kategorien, auch der Gender-Kategorie.

"Feminist Constructionism": Forderung, den Charakter von wissenschaftlicher Erkenntnis als auch sozialer Konvention anzuerkennen.

Man wird diese Optionen in unterschiedlichem Maße für zustimmungsfähig halten. Die eine oder andere, sicher aber die unter 5. genannte Kuhn'sche Position, wird man sich aber durchaus zu Eigen machen können.

## Literatur

- Becker, G. S. (1965): A Theory of the Allocation of Time. *The Economic Journal*, 75, 299, S. 493 – 517, Deutsch: Eine Theorie der Allokation der Zeit. In: ders. (1982): *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen. S. 97 – 130.
- Becker, G. S. (1976): *The Economic Approach to Human Behavior*, Chicago (Ill.); Deutsch: ders. (1982): *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen.
- Becker, G. S. (1981a): *A Treatise on the Family*. Cambridge (Mass.)/London.
- Becker, G. S. (1981b): Altruism in the Family and Selfishness in the Market-Place. *Economica*, 48, S. 1 – 15.
- Biesecker, A.; Wolf, S. (1995): Ökonomie und Geschlechterverhältnis. In: Seifert, E.; Priddat, B. P. (Hrsg.): *Neuorientierungen in der ökonomischen Theorie - Zur moralischen, institutionellen und evolutorischen Dimension des Wirtschaftens*. Marburg. S. 123 – 152.
- Blanke, K. et al. (1996): Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 121.
- Blau, F. D.; Ferber, M. A. (1986): *The Economics of Women, Men, and Work*. Englewood Cliffs (New Jersey).
- Bourdieu, P. (1984): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 3. durchges. Aufl., Ffm.
- Cigno, A. (1991): *Economics of the Family*. Oxford.
- Chen, Z.; Woolley, F. (2001): A Cournot-Nash Model of Family Decision Making. *The Economic Journal*, 111, S. 722 – 748.
- Cook, K. S.; Levi, M. (1990): *The Limits of Rationality*. Chicago/London.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. DGE (Hrsg.) 1984: *Ernährungsbericht*. Ffm.
- Diehl, J. M. (1996): Sozio-kulturelle Einflüsse auf das Ernährungsverhalten von Kindern und Jugendlichen. In: *Ministerium Ländlicher Raum BW (Hrsg.): Kinderernährung heute*. Baltmannsweiler. S. 45 – 81.
- Egner, E. (1976): *Der Haushalt. Eine Darstellung seiner volkswirtschaftlichen Gestalt*. 1. Aufl. Berlin 1952, 2. Aufl. Berlin 1976.
- Ekelund, R. B.; Hébert, R. F. (2002): The Origins of Neoclassical Microeconomics. *Journal of Economic Perspectives*, 16, 3, S. 197 – 215.
- Elster, I. (1984): *Ulysses and the Sirens*. Cambridge.
- Elster, I. (1983): *Sour grapes*. Cambridge.
- England, P. (1989): A Feminist Critique of Rational-Choice Theories: Implications for Sociology. *The American Sociologist*, 20, 1, S. 14 – 28.

- Evers, A. (1997): Geld oder Dienste? Zur Wahl und Verwendung von Geldleistungen im Rahmen der Pflegeversicherung. WSI Mitteilungen, 7, S. 510 – 519.
- Ferber, M. A.; Nelson, J. A. (1993): Introduction: The Social Construction of Economics and the Social Construction of Gender. In: Ferber; M. A.; Nelson, J. A. (Hrsg.): Beyond Economic Man – Feminist Theory and Economics. Chicago/London. S. 1 – 22.
- Fleischmann, G. (1983): Zur Produktionstheorie des Haushalts: Neuer Handlungsspielraum für Eigenarbeit. In: Nutzinger, H. G. (Hrsg.): Konsum und Produktion. Neuere Entwicklungen im Verbraucherverhalten. S. 85 – 133.
- Griech, G. (1995): Essen und Psyche. Berlin et al.
- Gronau, R. (1977): Leisure, Home Production, and Work – the Theory of the Allocation of Time Revisited. Journal of Political Economy, 85, 6, S. 1099 – 1123.
- Haddad, L. et al. (1997): Introduction: The Scope of Intrahousehold Resource Allocation Issues. In: Haddad, L. et al. (Hrsg.): Intrahousehold Resource Allocation in Developing Countries. Models, Methods, and Policy. Baltimore/London S. 1 – 16.
- Haubl, R. (1998): Geld, Geschlecht und Konsum. Zur Psychopathologie ökonomischen Alltagshandelns. Gießen.
- Heckman, J. (2001): Econometrics and Empirical Economics. Journal of Econometrics, 100, S. 3 – 5.
- Hogarth, R.; Reder, M. (1987): Rational Choice: The Contrast between Economics and Psychology. Chicago.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) 1997: Jugend '97. Zukunftsperspektiven. Gesellschaftliches Engagement. Politische Orientierungen. Opladen.
- Kolip, P. (1995): Ernährung und Körperzufriedenheit: Der Einfluss von Alter und Geschlecht auf Körperzufriedenheit und Ernährungsverhalten im Jugendalter. Zeitschrift für Gesundheitspsychologie, 2, S. 97 – 113.
- Kooreman, P.; Kapteyn, A. (1990): On the Empirical Implementation of Some Game Theoretic Models of Household Labour Supply. The Journal of Human Resources, XXV, 4, S. 584 – 598.
- Kubberød, E. et al. (2002): Gender Specific Preferences and Attitudes towards Meat. Food Quality and Preference, 13, S. 285 – 294.
- Kübler, W. et al. (Hrsg.) 1994: Lebensmittel- und Nährstoffaufnahme Erwachsener in der Bundesrepublik Deutschland. VERA-Schriftenreihe Bd. III. 2. überarb. Aufl., Niederkleen.
- Kuhn, Th. (1970): The Structure of Scientific Revolutions. 2nd ed., Chicago.

- Kutsch, Th. (1989): Ernährungsverhalten und Lebenszyklus. In: Kutsch, Th. (Hrsg.): Forschung im Dienst der Ernährung. Bericht der Bundesanstalt für Ernährung – BFE-R-89-01. Karlsruhe.
- Lancaster, K. J. (1966): A New Approach to Consumer Theory. *Journal of Political Economy*, 74, 2, S. 132 – 157.
- Leibenstein, H. (1966): Allocative Efficiency versus X-Efficiency. *American Economic Review*, 56, S. 392 – 413.
- Leonhäuser, I.-U.; Lehmkuhler, S. (2002): Ernährung und Armut: erste empirische Befunde. *Zeitschrift für Gesundheitswissenschaft*, 10, 1, S. 21 – 33.
- Luckenbach H. (1974): Theorie des Haushalts. Göttingen.
- Lundberg, S.; Pollak, R. A. (1993): Separate Spheres Bargaining and the Marriage Market. *Journal of Political Economy*, 101, 6, S. 988 – 1010.
- Lundberg, S. et al. (1997): Do Husbands and Wives Pool their Resources? Evidence from the U. K. Child Benefit. *Journal of Human Resources*, 32, 3, S. 463 – 480.
- Mc Fadden, D. (2001): Economic Choices. *The American Economic Review*, 91, 3, S. 351 – 378.
- Ott, N. (1992): Intrafamily Bargaining and Household Decisions. Berlin.
- Pollak, R. A. (1985): A Transaction Cost Approach to Families and Households. *Journal of Economic Literature*, XXIII, S. 581 – 608.
- Pollak, R. A. (1978): Endogenous Tastes in Demand and Welfare Analysis. *The American Economic Review*, 68, 2, S. 374 – 379.
- Rosenkranz, D.; Schneider, N. F. (1997): Familialer Wandel und Pflege älterer Menschen – Auswirkungen der Generationendynamik. *Sozialer Fortschritt*, 6 – 7, S. 145 – 149.
- Schepers, E.; Gniech, G. (1987): Eine Erkundungsstudie über die Hintergründe von Ernährungsverhalten mit besonderer Berücksichtigung von Geschlechtsunterschieden. *Bremer Beiträge zur Psychologie* Nr. 66.
- Schlegel-Matthies, K. (2001): Ernährung als Schnittstelle von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft – das Beispiel Fleisch. *Hauswirtschaft und Wissenschaft*, 49, 3, S. 120 – 128.
- Schneider, D. (1997): Betriebswirtschaftslehre. Bd. 3. Theorie der Unternehmung. München.
- Seel, B. (2002): Armut und Umverteilung im Haushalt durch Haushaltsproduktion, Institut für Haushalts- und Konsumökonomik Universität Hohenheim, Arbeitsbericht Nr. 3.
- Seel, B. (2001): Partnerschaftliche Arbeitsteilung und der ökonomische Erklärungsansatz. *Zeitschrift für Familienforschung*, 13, 2, S. 49 – 68.



- Seel, B. (1998): Haushaltsökonomie und demographischer Wandel. In: Seel, B. (Hrsg.): Sicherungssysteme in einer alternden Gesellschaft, Perspektiven sozialer Sicherung zwischen Selbstverantwortung und Solidarität. Ffm./New York, S. 117 – 127.
- Seel, B. (1997): Individuum oder Haushalt? Wandel der Referenzsysteme wohlfahrtsökonomischer Erwägungen. In: Meier, U. (Hrsg.): Vom Oikos zum modernen Dienstleistungshaushalt. Der Strukturwandel privater Haushaltsführung. Ffm./New York, S. 66 – 84.
- Seel, B. (1991): Ökonomik des privaten Haushalts. Stuttgart.
- Simon, H. A. (1964): Models of Man. Social and Rational. Mathematical Essays on Rational Human Behaviour in a Social Setting. 3. Ed., New York et al.
- Simon, H. A. (1982): Models of Bounded Rationality. Volumes 1 and 2. Cambridge (MA).
- Thiele, S.; Weiß, Ch. R. (2001): Variatio Delectat – Consumer Demand for Food Diversity. Working Paper EWP 01 02. Department of Food Economics and Consumption Studies. University of Kiel, March.
- Veblen, Th. A. (1899): The Theory of the Leisure Class. New York.
- von Schmoller, G. (1900): Grundriss der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. München.
- von Stein, L. (1886): Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie, 6. erw. Aufl., Stuttgart.
- von Thünen, J. H. (1826): Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie. Neudruck Jena 1921.
- Williamson, O. E. (2002): The Theory of the Firm as Governance Structure: From Choice to Contract. Journal of Economic Perspectives, 16, 3, S. 171 – 195.
- Wirz, A. (1993): Die Moral auf dem Teller. Zürich.

# Ernährung als Thema der Geschlechterforschung

Monika Setzwein

„Real men don't eat quiche.“

(Bruce Feirstein)

Wer versucht, sich den Zusammenhängen von Ernährung und Geschlecht in wissenschaftlicher Absicht zu nähern, wird schnell feststellen, dass es sich hierbei um einen Arbeitsbereich handelt, der einerseits mit einem vielfältigen, spannenden und aussichtsreichen Themenspektrum aufwarten kann, trotz (oder wegen) seiner Fülle an Perspektiven und der Heterogenität seiner Untersuchungsbereiche andererseits aber weit davon entfernt ist, eine auch nur schemenhaft umrissene Programmatik zu besitzen. Dieses Forschungsfeld ist bislang vornehmlich empirisch beackert worden, doch seine systematische Erschließung steht noch aus. Es mangelt hierbei vor allem an theoretischen Anschlussstellen, genauer an geschlechtertheoretisch fundierten Zugängen und Konzepten, die dem Forschungsbereich „Ernährung und Geschlecht“ zu einer Etablierung in der Wissenschaftslandschaft verhelfen können. An dieser Stelle möchte ich mit meinem Beitrag einhaken und exemplarisch aufzeigen, wie Ernährungsforschung und Geschlechterforschung gewinnbringend zusammengeführt werden können.<sup>5</sup>

Unterschiede im Ernährungsverhalten von Männern und Frauen sind selten ein Thema wissenschaftlicher Arbeiten, die mit einem theoretischen Anspruch antreten. Gewöhnlich werden entsprechende Befunde im Rahmen von Verzehrerhebungen oder Berichterstattungen dokumentiert, inhaltlich aber kaum aufgearbeitet. In den vergangenen zehn Jahren ist das wissenschaftliche Interesse an den Geschlechterdifferenzen in der Ernährung zwar merklich gestiegen, und es liegen mittlerweile zahlreiche Studien vor, die statistisch Auskunft darüber erteilen, was Frauen und Männer in kulinarischer Hinsicht voneinander unterscheidet, doch kommen die wenigsten Untersuchungen über ein deskriptives Niveau hinaus. Es dominieren naturwissenschaftlich oder auch sozialpsychologisch ausgerichtete Erhebungen, die meist spezielle Teilbereiche in den Blick nehmen und etwa die Aufnahme bestimmter Nährstoffe oder die Einstellungen zu „gesunder Ernährung“ analysieren. Sehr häufig gibt das Interesse an gesundheitsbezogenen Fragestellungen den Hintergrund für Studien zum geschlechtsdifferenten Ernährungsverhalten ab, und hier zei-

---

<sup>5</sup> Dies soll anhand der – auf die Situation in gegenwärtigen Wohlstandsgesellschaften bezogenen – Fragestellung eines *doing gender* beim Essen und Trinken geschehen. Damit sind sowohl aus dem Komplex der ernährungswissenschaftlichen (und es müsste eigentlich ergänzt werden: der ökonomischen, haushaltswissenschaftlichen, agrarsoziologischen etc.) Problembereiche als auch aus dem theoretischen Repertoire der Geschlechterforschung freilich jeweils nur Ausschnitte benannt.

gen sich schließlich auch die markantesten Unterschiede zwischen „weiblichen“ und „männlichen“ Ernährungsweisen, die ich kurz noch einmal in Erinnerung bringen möchte – dies allerdings nicht, ohne gleichfalls daran zu erinnern, dass es sich hierbei erstens um nicht mehr als statistische Tendenzen handelt, und uns zweitens die Variable Geschlecht nur ein sehr grobes Raster an die Hand gibt, das durch weitere Faktoren wie etwa Alter, Bildung, Wertorientierung etc. verfeinert werden müsste. Denn genaugenommen lässt sich nicht von *den* Männern und *den* Frauen sprechen. Es bestehen in unserer Gesellschaft verschiedene Formen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ nebeneinander, die mit anderen Aspekten sozialer Ungleichheitsstrukturen korrespondieren (und entsprechend untereinander hierarchisiert sind).<sup>6</sup> Die groben Unterschiede im Ernährungsverhalten der Geschlechter liegen zwar quer zu anderen sozialen Differenzen, doch um ein präziseres Bild zeichnen zu können, wird es künftig notwendig sein, den Weiblichkeiten und Männlichkeiten im *Plural* Rechnung zu tragen. Die Forschungslücke, die sich an dieser Stelle auftut, ist gewaltig.

### **Geschlechtstypische Ernährungsgewohnheiten**

Aus den in Verzehrerhebungen, epidemiologischen Untersuchungen, Studien aus dem Spektrum der Gesundheitsforschung, der empirischen Ernährungspsychologie und -soziologie gesammelten Daten kristallisiert sich als ein grundlegendes Ergebnis der Befund heraus, dass Frauen (in den westlichen Gesellschaften) ihre Ernährung „gesünder“ gestalten als der männliche Teil der Bevölkerung.<sup>7</sup> Sie verzehren häufiger und mehr frisches Obst und Gemüse, Milchprodukte wie Quark und Joghurt, greifen öfter zu Vollwertwaren und Lightprodukten und leben zu einem größeren Teil vegetarisch. Männer zeigen dagegen höhere Verzehrswerte bei energiereichen Speisen und nehmen deutlich häufiger und in größeren Mengen Fleisch, vor allem rotes Fleisch, sowie mehr alkoholische Getränke zu sich.<sup>8</sup> Der gegenüber weiblichen Personen größere Fleischhunger der Männer spiegelt sich sowohl in den Daten zum mengenmäßigen Konsum als auch in den Angaben zu den Verzehrshäufigkeiten wider. Männer essen im Durchschnitt pro Tag und Kopf 29,5 Gramm Fleisch sowie Fleisch- und Wurstwaren mehr als Frauen, und während nicht einmal ein Viertel der Frauen täglich Fleisch verzehrt, variiert der Anteil der Männer, die täglich Fleisch

---

<sup>6</sup> Jüngere Arbeiten, die sich der Differenzierung von Männlichkeiten widmen, sind Connell 1999 und Meuser 1998.

<sup>7</sup> Das heißt, dass das Ernährungsverhalten von Frauen statistisch eine größere Nähe zu den propagierten Ernährungsidealen aufweist. Bei genauerem Hinsehen entpuppt sich die in diesem Zusammenhang vielzitierte „Gesundheitsorientierung“ von Frauen allerdings in hohem Maße als Attraktivitätsorientierung. Viele Frauen und bereits Mädchen in der vorpuberalen Phase stellen ihr Ernährungswissen und ihr sogenanntes Gesundheitsbewusstsein in den Dienst einer Modellierung des Körpers. Nicht selten verkehrt sich die als gesundheitsbewusst (miss)interpretierte restriktive Ernährungsweise in ihr Gegenteil, in Essstörungen, die als pathologische Phänomene gewertet und behandelt werden.

<sup>8</sup> Diese Unterschiede lassen sich für die Bundesrepublik Deutschland z. B. aus den Daten der *Nationalen Verzehrsstudie* (NVS) herauslesen. Die im folgenden genannten Werte beziehen sich auf die NVS und sind nach Kübler et al. (Hg.) 1994 zitiert.

essen, je nach Altersgruppe zwischen gut einem Drittel und fast der Hälfte. Am auffälligsten ist der Geschlechterunterschied beim täglichen Fleischverzehr in der Gruppe der 18- bis 24-Jährigen. Hier stehen sich der höchste erreichte Wert bei den Männern (48,6 Prozent) und der insgesamt niedrigste Wert bei den Frauen (18 Prozent) gegenüber. Für den Alkoholkonsum gelten ganz ähnliche Verhältnisse. In der „Nation der Biertrinker“ können drei Viertel der männlichen Bevölkerung gegenüber 40 Prozent der Frauen als regelmäßige oder gelegentliche Konsumenten des Spitzenreiters unter den alkoholischen Getränken eingestuft werden. Vor allem hinsichtlich der aufgenommenen Menge ergeben sich hervorstechende Differenzen. Knapp 27 Prozent der Männer, von den 18- bis 24-Jährigen sogar fast ein Drittel, trinken mehr als drei Liter Bier pro Woche. Dieses Volumen wird gerade einmal von 3,4 Prozent der Frauen erreicht. Die Mehrzahl der Frauen, nahezu drei Viertel, bleibt mit ihrem Bierkonsum unter der Marke von wöchentlich einem Liter. Zu den Alkoholika, die von Männern häufiger und in größerer Menge getrunken werden, gehören außerdem hochprozentige Spirituosen, während Frauen häufiger und mehr Sekt konsumieren.

Die (hier nur exemplarisch angedeuteten) geschlechtstypischen Muster sind nicht nur beim tatsächlichen Verzehr erkennbar, sondern auch bei den *Nahrungspräferenzen*. Demnach können sich Frauen eher für Gemüse-, Reis- und Nudelgerichte, allerdings auch stärker für süße Desserts und Liköre erwärmen, während Männer vor allem Schnitzel, Steaks & Co zu ihren Lieblingsspeisen zählen und häufiger von stark gewürzten, deftigen Mahlzeiten und herben oder scharfen Getränken angezogen werden. Entsprechende Präferenzschemata finden sich bereits im Jugendalter, nicht aber bei jüngeren Kindern. Eine Befragung von 10- bis 14-jährigen SchülerInnen zeigte etwa, dass die Jungen eine signifikant höhere Vorliebe für die Speisengruppen Fast Food, Fleisch und Wurst sowie für Eier, Milch und Limonadengeränke hegen, wohingegen die Mädchen in höherem Maße Obst, rohes Gemüse und Käse den Vorzug geben (*vgl. Diehl 1999a*). Schon in den 1980er Jahren stellte der Gießener Ernährungspsychologe Jörg Diehl eine bis dato keineswegs überholte Liste von Speisen zusammen, an denen sich die Geschmäcke der Geschlechter am deutlichsten scheiden.

**Speisenpräferenzen berufstätiger Frauen und Männer (nach Diehl 1983: 305)**

<b>Speisen, die <i>Frauen</i> signifikant stärker präferieren</b>	<b>Speisen, die <i>Männer</i> signifikant stärker präferieren</b>
Folienkartoffeln	Jägerschnitzel
Kartoffelbrei	Currywurst mit Brötchen
Gebackene Nudeln mit Zutaten	Rindswurst mit Pommes frites
Pellkartoffeln mit Quark	Currywurst mit Kartoffelsalat
Dampfnudeln mit Vanillesauce	Schweinesülze
Nudelauflauf	Schlachtplatte
Eierpfannkuchen mit Fleischfüllung	Currywurst mit Pommes frites
Italienischer Salat	Rebhuhn, gebraten
Zucchini	Pfeffersteak
Spaghetti mit Hackfleisch-Tomaten-Sauce	Bauerngröstl
Bohnensalat	Zigeunerschnitzel
Heiße Apfeltasche	Hirschgoulasch
Überbackener Toast	Schweinschaxe
Reissalat	Ochsenschwanzsuppe (Tütensuppe)
Apfelstrudel	Porridge
Kabeljau/Schellfisch, gegrillt	Hirschfilet
Kohlrabi	Rehgoulasch
Zwetschgenknödel	Austern
Müsli	Hammelkotelett
Rotkraut, gekocht	Hirschbraten
Risotto	Wildschweinfilet
Fleischfondue in Öl	Bockwurst mit Brötchen
Chicorée, gekocht/gebraten	Hammelragout
Nudelsalat	Hasenbraten
Salzmandeln	Rumpsteak
Hühnerfrikassee	Leberkäse
Spinat	Wildschweingoulasch
Kartoffelsuppe	Wildschweinbraten
Kartoffelauflauf	Rindswurst mit Kartoffelsalat
Fischfilet, gedünstet	Erbsensuppe
Karpfen, gebacken	Erbseneintopf
Blumenkohl, überbacken	Bratwurst mit Pommes frites
Rote Beete	Lammkotelett
Rotkrautsalat	Eisbein
Gurkensalat	Kalbshaxe
Nudeln	Sellerie
Heilbutt, gebraten	Strammer Max
Grießbrei mit süßer Zutat	Rindersteak
Käsesalat	Bockwurst mit Pommes frites
Scholle, gebraten	Erdnüsse, gesalzen
Matjes nach Hausfrauenart	

Bemerkung: Die Abfolge der Items ist absteigend nach der Höhe der Korrelation Geschlecht/Präferenz aufgebaut.

Schon auf den ersten Blick springt ins Auge, dass die von den Männern lieber gemochten Speisen durch einen überwiegenden Fleischanteil gekennzeichnet sind. Nur neun der insgesamt 40 von Männern stärker bevorzugten Gerichte zeigen dieses Merkmal nicht. Die Vorlieben der Frauen sind dagegen etwas breiter gestreut und setzen sich aus unterschiedlichen Speisengruppen zusammen, doch eine erkennbare Häufung zeigt sich bei Kartoffel-, Nudel- und Gemüsegerichten.

Zu den hier nicht aufgeführten Gewürzen, die Frauen in höherem Maße bevorzugen als Männer, zählen unter anderem Zitrone, Vanille, Schnittlauch, Petersilie, Zimt und Nelken. Maggiwürze und eingelegte Peperoni entsprechen Diehls Untersuchungen zufolge dagegen stärker dem „männlichen“ Geschmack.

Neben den geschmacklichen Vorlieben und den tatsächlichen Verzehrshäufigkeiten und -mengen bestimmter Nahrungsmittel weisen auch die *Einstellungen* zum Essen und Trinken geschlechtstypische Charakteristika auf. Diverse Studien bescheinigen Frauen ein stärkeres Interesse an Fragen einer „gesunden“ Ernährung und eine höhere Ernährungskompetenz gegenüber den Männern. In den „weiblichen“ Gesundheitskonzepten besitzt die Ernährung einen deutlich höheren Stellenwert als in denen von männlichen Personen, die – ganz im Einklang mit gesellschaftlichen Vorstellungen über geschlechtsadäquates Verhalten – eher Bewegung und Sport als wichtigste gesundheitsfördernde Faktoren einschätzen. Entsprechend zeigen sich Frauen auch eher bereit, das eigene Verzehrverhalten den Erfordernissen einer „gesunden“ Ernährung anzupassen. Für die als „männlich“ apostrophierten Essmuster ist dagegen vor allem ihre *Lustbetontheit* kennzeichnend. Männer machen bei der Auswahl ihrer Speisen deutlich häufiger als Frauen den eigenen Geschmack zum entscheidenden oder gar ausschließlichen Kriterium. Aspekte wie Gesundheitswert oder Kaloriengehalt der Nahrung treten für sie ganz im Gegensatz zum „weiblichen“ Ernährungsverhalten in den Hintergrund. Schon bei Schulkindern ist erkennbar, dass die Lust am Essen geschlechtsunterscheidende Züge trägt. Wo Jungen sich nach einer Mahlzeit besonders wohl und fit fühlen, für ein gutes Essen jederzeit alles stehen und liegen lassen würden und insgesamt das Essen zu den schönsten Dingen in ihrem Leben zählen, ist bei den Mädchen der Umgang mit der Ernährung vor allem durch Ängste und Kontrollwünsche geprägt, die sich auf den Körper beziehen. Für sie wird das Essen weniger zu einer Quelle der Lust und Befriedigung, als vielmehr zu einem Bereich, der eine potenzielle Bedrohung darstellt und daher mit Umsicht gehandhabt werden muss. Die häusliche Ernährungserziehung tut hierzu ein Übriges. Jungen werden darin bestärkt, ihrem Appetit freien Lauf zu lassen, sie sollen ruhig kräftig zulangen und werden häufiger als Mädchen dazu angehalten, ihren Teller leer zu essen. Mädchen, die eine „jungenhafte“ Lust am Essen zeigen, werden dagegen nicht als „tüchtige“ Esser für ihren „gesunden“ Appetit gelobt, sondern schlicht für sanktionsbedürftig gehalten (*vgl. hierzu Diehl 1999b, als Pionierarbeit siehe Charles und Kerr 1988*). Entsprechend dominieren den „weiblichen“ Essstil restriktive Muster im Umgang mit der Ernährung. Die Zügelung des Appetits und die kontrollierte Nahrungsaufnahme sind Strategien, die bereits vom frühen Jugendalter an das Essverhalten von Mädchen kennzeichnen.

Die Mehrzahl der Untersuchungen, die solche und ähnliche Ergebnisse zutage fördern, belassen ihre Befunde im Stadium der Beschreibung und unternehmen nur selten den Versuch, sie in

einen größeren Interpretationszusammenhang einzuordnen. Dabei wird mit enttäuschender Regelmäßigkeit übersehen, dass die Kategorie Geschlecht für die Ernährungsthematik weit mehr zu bieten hat als ein Differenzierungskriterium für empirische Daten. Die Forschungsergebnisse zum Ernährungsverhalten werden zwar nach „männlich“ und „weiblich“ sortiert – als *theoretischer* Bezugspunkt wird das Geschlecht aber kaum wahrgenommen. Das zumeist naturwissenschaftlich ausgerichtete Profil von Verzehrsstudien führt – nicht nur im Fall des Geschlechts, sondern auch bezogen auf andere Aspekte sozialer Ungleichheitsstrukturen – dazu, dass Abhängigkeiten des Ernährungsverhaltens von soziodemographischen Variablen behauptet werden, ohne dass jedoch etwas über das Zustandekommen und die sozialen und kulturellen Hintergründe solcher „Abhängigkeiten“ gesagt wird. Zwar können wir uns anhand von Verzehrsstudien ein (mehr oder weniger genaues) Bild davon machen, wie sich welche sozialen Aggregate innerhalb der Gesellschaft, also z. B. Männer und Frauen, der statistischen Tendenz nach ernähren, doch die *soziale Konstituierung* solcher „kulinarischen Subkulturen“ bleibt weitestgehend im Dunkeln.

### **Einladung zum Perspektivenwechsel**

Die im Zusammenhang mit geschlechtstypischen Ernährungsstilen in Anschlag gebrachten Erklärungsansätze sind sehr unterschiedlich gelagert. Sie variieren zwischen dem Deutungsmuster biologischer Bedingtheiten auf der einen Seite, d. h. beispielsweise der Annahme physiologischer Geschlechtsunterschiede, an denen differente Nahrungsbedarfe und -bedürfnisse festgemacht werden, und der Interpretation der beobachteten Unterschiede als Reaktion gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen auf der anderen Seite. Die biologistische Argumentation findet ihre Grenzen in diesem Kontext sehr schnell, wenn es etwa darum geht, die für die Pubertät kennzeichnenden Veränderungen im Ernährungsverhalten der Geschlechter – z. B. den rasanten Anstieg des Alkoholkonsums bei Jungen und das häufigere Auslassen von Mahlzeiten bei den Mädchen – zu erklären. Dem zweiten Argumentationsstrang wären u. a. Ansätze zuzuordnen, die sich mit geschlechtlich differenzierten Körnernormen beschäftigen und sich besonders den für Mädchen und Jungen noch immer deutlich unterschiedlich verlaufenden Prozessen der Körper- und Ernährungssozialisation zuwenden. Doch auch dort, wo gesellschaftliche Einflussfaktoren auf das Ernährungsverhalten der Geschlechter bedacht werden, und selbst in den seltenen Fällen, in denen das Thema Ernährung sogar *zentral* von der Kategorie Geschlecht her konzeptualisiert wird, wie etwa bei Charles und Kerr, bleibt die theoretische Reflexion gewöhnlich bei traditionell feministischen und patriarchatskritischen Argumentationen stehen.

Es werden also, um dies noch einmal auf den Punkt zu bringen, auch hier lediglich die *Auswirkungen* der Geschlechterdifferenz in der Ernährung nachgezeichnet, doch die sozialen und kulturellen *Voraussetzungen* der Kategorie Geschlecht, die Modi ihrer gesellschaftlichen Herstellung und

Konstitution, werden nicht weiter hinterfragt, weil das System der Zweigeschlechtlichkeit (auch entgegen anderslautender Beteuerungen) letztlich als Naturphänomen behandelt wird. Dieses Schicksal widerfährt ebenso gewohnheitsmäßig wie ungerechtfertigterweise auch der Ernährung, die in den meisten herkömmlichen Studien im Status eines „Naturthemas“ belassen wird. Sowohl die Ernährung als auch das Geschlecht sind aber *soziale Praxen*, die zwar eine biologisch-materielle Basis haben, von dieser jedoch *qualitativ unterschieden* sind. Dies gründet in der Erkenntnis, dass sich menschliches Leben nirgends als reine Natur vollzieht, und dass die Natur auch nicht von Kultur bloß überformt wird – womit Kultur dann nichts weiter wäre als eine Fortsetzung der Natur mit anderen Mitteln.<sup>9</sup> Kultur ist hingegen etwas Eigenständiges, sie ist nicht durch Natur determiniert und muss daher in eigenständigen Kategorien untersucht werden.<sup>10</sup> An dieser Stelle wird in der traditionellen Ernährungsforschung viel theoretisches Potenzial verschenkt, das durch einen *cultural turn* auch und gerade in Verbindung mit der Geschlechterthematik eingeholt werden kann.

Aus der konsequenten Würdigung der sozialen und kulturellen Verfasstheit sowohl der Ernährung als auch der Geschlechterdifferenz ergeben sich nun völlig neue Perspektiven für eine Zusammenschau dieser beiden Bereiche, die deutlich über die eingangs erwähnten naturwissenschaftlich orientierten Untersuchungen hinausgreifen: Wir rücken von der Vorstellung ab, dass das Geschlecht als voraussetzungslose Größe das Ernährungsverhalten beeinflusst und verfolgen umgekehrt die These, dass vielmehr bestimmte Ernährungsweisen (im Kontext symbolischer Verweisungszusammenhänge und habituell verankerter Körperstrategien) auch dazu dienen, die eigene Männlichkeit oder Weiblichkeit zum Ausdruck zu bringen. Vor dem Hintergrund, dass das Ernährungsverhalten zu den kulturellen Ressourcen gehört, mittels derer Sozialbeziehungen repräsentiert werden und die zur Konstitution sozialer Identitäten beitragen, kann dann z. B. diskutiert werden, inwieweit ernährungsbezogene Handlungen und Diskurse, also etwa die Auswahl von Speisen, Rituale der Nahrungsverteilung und kulinarischen Fürsorge, Strategien zur Modellierung von Körpern oder auch der Körpereinsatz beim Essen selbst, an der sozialen Herstellung von Geschlecht und Geschlechterhierarchie beteiligt sind.

Diese Umstellung der Sichtweise markiert den entscheidenden Übergang von einem Forschungsbereich „*Geschlecht als Thema der Ernährungsforschung*“ hin zu einem Forschungsbereich „*Ernährung*“

---

<sup>9</sup> Die Aneignung der Natur wird in einer solchen Sichtweise als ein Prozess der Anpassung an die durch sie gesetzten Vorgaben interpretiert – eine Auffassung, die das Essen und Trinken auf das Kriterium ihrer physischen (und/oder ökologischen) Angemessenheit reduziert und sich in vielerlei Gestalt in modernen Ernährungsratgebern, medizinisch motivierten Studien oder ernährungswissenschaftlichen Forschungsprogrammen wiederfinden lässt. Die soziokulturelle Gestaltung des Nahrungsgeschehens (von der Nahrungsproduktion bis hin zu den Vorgängen der Ausscheidung) muss aber als ein Prozess verstanden werden, der seinem *eigenen Sinn* folgt.

<sup>10</sup> Gleichwohl bleibt die menschliche Ernährung als biologisches wie soziales und kulturelles Fundamentalproblem immer „Kulturthema“ und „Naturthema“ zugleich. Deshalb müssen in der ernährungswissenschaftlichen Forschungspraxis kultur- und naturwissenschaftliche Ansätze und Erkenntnisse fruchtbar aufeinander bezogen werden.



als *Thema der Geschlechterforschung*<sup>11</sup>. Während allerdings, wie oben skizziert, der Kategorie Geschlecht in der Ernährungsforschung zwar kein zentraler Stellenwert, aber doch immerhin ein wachsendes Interesse attestiert werden kann, führt die Ernährung in der Geschlechterforschung ein derartiges Schattendasein, dass man geneigt ist zu sagen: Sie kommt dort nicht vor.<sup>11</sup> Das ist nicht nur bedauerlich, sondern in allerhöchstem Maße unverständlich, denn als auf den Körper zugreifende Praktiken sind ernährungsbezogene Handlungen und Diskurse in exponierter und fundamentaler Weise an der Hervorbringung der Geschlechterdifferenz beteiligt. Was genau es aber nun mit der schon mehrfach wiederholten Rede von einer *sozialen Konstruktion* des Geschlechts auf sich hat, mag der folgende Blick in die Werkstätten der neueren Geschlechterforschung zeigen.

### Wie Geschlechter gemacht werden

Die Kategorie Geschlecht wird hier nicht als eine voraussetzungslose, naturgegebene Konstante aufgefasst, die sich ins Gesellschaftliche hinein verlängert, sondern als eine grundlegende *soziale Institution* (vgl. Lorber 1999), über die fast alle Bereiche des sozialen Lebens organisiert sind. Die binäre Opposition von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ gilt entsprechend als kulturelles System, das nicht auf biologische Notwendigkeiten rückführbar ist. Vielmehr ruht die geschlechtliche Klassifikation einem *sozialen Ordnungsbedürfnis* auf, welches seinerseits die (kollektive wie individuelle) Wahrnehmung der „natürlichen“ Geschlechtsunterschiede strukturiert. Demgemäß kann nicht länger nur von einem sozialen Ungleichheitsüberschuss einer biologisch gegebenen und „an sich“ von Verhältnissen der Dominanz und Subordination freien Geschlechterdifferenz gesprochen werden. Im Gegenteil handelt es sich bei der Kategorie Geschlecht um eine soziale Konstruktion, die, symbolisch besetzt und ideologisch verstärkt, auch die (vermeintlich objektive) Biologie der Geschlechtskörper umgreift.<sup>12</sup>

Der Erkenntnis einer sozialen Konstruiertheit von Geschlecht liegen zahlreiche Forschungsbefunde aus unterschiedlichen akademischen Disziplinen zugrunde. Aus ethnographischen Untersuchungen ist etwa seit langem bekannt, dass es in einigen Gesellschaften, z. B. in indigenen Stammesgesellschaften Nordamerikas, in Indien, Alaska und Sibirien, *mehr* als zwei Geschlechtsklassen gibt, nämlich drei oder vier (vgl. hierzu Herdt (ed.) 1994). Außerdem finden wir Gesellschaften, in denen Teile der Bevölkerung, z. B. alte Menschen, geschlechtlich unklassifiziert

---

<sup>11</sup> Davon ausgenommen ist das Thema Essstörungen, das in der Frauenforschung seit vielen Jahren immer wieder aufgegriffen wird.

<sup>12</sup> Dies kann angesichts der gegenwärtigen Renaissance des alten naturwissenschaftlichen Geschlechtsdeterminismus, der in den neuen Kleidern der Gen- und Hirnforschung daherkommt, gar nicht ausdrücklich genug betont werden. Für aktuelle Perspektiven auf das Thema Geschlecht und Natur siehe Pasero und Gottburgsen (Hg.) 2002, Villa 2000 sowie grundlegend dazu Fausto Sterling 1992. Diskurstheoretisch und dekonstruktivistisch argumentiert Butler 1993.

(„neutral“) bleiben oder die Geschlechtsklassen wechseln können (*gender crossing*). Auch die mikrosoziologischen Forschungen über Transsexualität haben wesentlich dazu beigetragen, die Naturgegebenheit der bipolaren Geschlechterdifferenz in Zweifel zu ziehen. Hier zeigte sich, dass die Geschlechtsidentität weniger als gemeinhin vermutet mit bloßen biologischen Merkmalen verknüpft ist, sondern die Geschlechtlichkeit einer fortwährenden, *erlernten* Repräsentationstätigkeit bedarf (*als Pionierarbeit siehe Garfinkel 1967, neuere Beiträge siehe Hirschauer 1994 und Lindemann 1993*). Besonders interessant sind zudem die Studien des in Berkeley lehrenden Historikers Thomas Laqueur. Er fand heraus, dass die Auffassung, die wir heute von den Geschlechtskörpern haben – nämlich, dass diese fundamental verschieden sind –, historisch relativ jungen Datums ist. Bis in das 18. Jahrhundert hinein dominierte in der anatomischen Lehre dagegen die Vorstellung, dass Frauen und Männer über die *gleichen* Geschlechtsorgane verfügten, die lediglich unterschiedlich (innen bzw. außen) angeordnet seien. Noch in der Renaissance waren die Anatomen bei ihren Leichensektionen regelmäßig damit beschäftigt, dieses sogenannte „Ein-Geschlecht-Modell“ wissenschaftlich zu beweisen. Je mehr sie besonders die weiblichen Körper auseinandernahmen und kartographierten, desto nachdrücklicher erkannten sie die weibliche Anatomie als unvollkommene Spielart der männlichen (*vgl. Laqueur 1992: 87f.*). Erst mit dem Aufbrechen traditioneller Ordnungen, also im Zuge der Aufklärung, wandelte sich die Interpretation der körperlichen Geschlechtsunterschiede zu dem bis heute gültigen „Zwei-Geschlechter-Modell“. Die Entdeckung der uns so selbstverständlichen Zweigeschlechtlichkeit ist hierbei keineswegs einem wissenschaftlichen „Fortschritt“ geschuldet – die Anatomen hätten die Körper auch anders sehen und z. B. Penis und Vagina als verschiedene Organe interpretieren *können*, doch aus kulturellen Gründen taten sie dies nicht –, vielmehr haben Annahmen über die Differenz und die Ordnung der Geschlechter den Gang der Wissenschaft beeinflusst.

Nicht zuletzt geben aber auch Forschungsarbeiten aus der Humanbiologie und der Medizin immer mehr Hinweise darauf, dass sich die vertraute Vorstellung einer Geschlechterdualität in Form klar geschiedener Alternativen kaum aufrecht erhalten lässt. Was im Alltag gewöhnlich ohne Anstrengung gelingt (und mindestens für kurzzeitige Verstörung sorgt, falls es nicht gelingt) – das Geschlecht einer Person anzugeben –, kann biologisch durchaus zum Problem werden, wenn wir bedenken, dass die vier Grundkriterien, an denen die Geschlechtszugehörigkeit in der Regel festgemacht wird – Morphologie, Hormonverhältnisse, Keimdrüsen und Chromosomenkonstellation –, in der Klassifikation nicht immer übereinstimmen müssen oder zweideutig sein können. Viel plausibler als die binäre Codierung der Menschheit anhand zweier Geschlechtsklassen erscheint daher die Annahme eines *Geschlechterkontinuums* (*vgl. Christiansen 1995, Fausto-Sterling 1992*). Die Rigidität und Ausschließlichkeit, mit der Menschen in Männer und Frauen aufgeteilt werden, geht also keineswegs auf naturgegebene Zwänge zurück, sondern die Zwei-

Klassen-Gesellschaft ist ein soziales Ordnungsmuster, das in sozialen Praxen immer wieder neu hergestellt und bestätigt werden muss (*grundlegend dazu Tyrell 1986*). Das Geschlecht ist demnach primär ein *Merkmal der Sozialorganisation von Gesellschaften*, das sich als *Merkmal von Personen* dadurch verwirklicht, dass alle Menschen dem Zwang unterliegen, sich selbst und die anderen aktiv in das zweigeschlechtliche Ordnungsmuster einzuarbeiten (*vgl. Hirschauer 1994*). In diesem Prozess geht es sowohl darum, das eigene Geschlecht in möglichst eindeutiger Weise zum Ausdruck zu bringen, als auch darum, die Geschlechtsinszenierungen der Interaktionspartner richtig zu deuten. Wir haben es hier demnach mit einer *Geschlechtszuständigkeit* zu tun, die sich gleichermaßen auf Darstellungs- und Interpretationsleistungen bezieht, und mittels derer die *Geschlechtszugehörigkeit* von Personen sozial konstruiert wird (*vgl. ebd.*). Die Unterschiede zwischen Männern und Frauen werden im gegenseitigen Miteinander, in der sozialen Praxis, produziert und durch Prozesse der Institutionalisierung verfestigt und auf Dauer gestellt. Als Institution ist *gender* damit zugleich beides: Handeln und Struktur. Es ist etwas, das eine Person nur *hat*, indem sie es *tut*, und etwas, das stets neu getan werden *muss*, indem es immer schon *da* ist (*vgl. Teubner und Wetterer 1999: 22*).<sup>13</sup> Gerade weil die „Natur“ die Aufrechterhaltung der bipolaren Geschlechterordnung nicht vorab gewährleisten und sicherstellen kann, kommt den sozialen Praxen, die zu ihrer Stabilität und ständigen Erneuerung aufgewendet werden, so zentrale Bedeutung zu.

Bei der Konstruktion von Geschlecht spielen kulinarische Praktiken eine sehr wichtige Rolle. Zum einen wird dem Ernährungshandeln durch seine direkte Körperbezogenheit eine „natürliche“ Qualität zugesprochen, die dazu geeignet ist, den Konstruktionscharakter der Herstellung von Geschlecht zu verschleiern – und die Konstruktion ist ganz besonders da erfolgreiche Konstruktion, wo sie als solche nicht erkennbar ist. Die Unterschiede, die sich im Verzehrverhalten der Geschlechter offenbaren, erscheinen vor dem Hintergrund der Naturhaftigkeit der Ernährung selbst als „natürlich“. Zum anderen besteht eine Besonderheit der Ernährung darin, dass sich in ihr die Geschlechter nicht nur *symbolisch* reproduzieren, wie etwa in der Sprache, sondern gleichfalls eine *sinnlich-materielle* Dimension der Herstellung von Geschlecht vorliegt: Die kulturelle und soziale Praxis formt das Fleisch und konfiguriert das leibliche Empfinden.

---

<sup>13</sup> Die Konstruktion von Geschlecht ist ein vielschichtiger Prozess, der sich freilich nicht auf die Handlungsebene beschränken lässt. Ich habe hier diesen Bereich ausgewählt, weil er der prominenteste innerhalb der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung ist. Ebenso wichtig wie die Darstellungs- und Interpretationsleistungen sowie die institutionell verfestigten Arrangements sind bei der Herstellung von Geschlecht diskursive Praktiken, die Inkorporierung sozialer Strukturen (*geschlechtlicher Habitus*) und die subjektive, leiblich-affektive Dimension von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“. Ein umfassender Ansatz zur Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext, der die unterschiedlichen Konstruktionsebenen berücksichtigt, wird in Setzwein (i. V.) vorgelegt (Veröffentlichung für 2003 vorgesehen).

## Doing gender beim Essen und Trinken

Die aktive Darstellungs- wie Interpretationsleistungen einschließende „Geschlechtsarbeit“ des *doing gender*, die teils als bewusste Stilisierung vorgenommen wird, zu einem großen Teil aber unbewusst „eingefleischten“ Strukturen folgt, findet beim Essen und Trinken auf verschiedenen Ebenen statt. Einzelne Nahrungsmittel können ebenso wie kulinarische Rituale, Speisevorlieben ebenso wie die Einstellung zur Ernährung oder der Körpereinsatz beim Essen zur Kommunikation von Geschlecht verwendet werden. Wie bei anderen Formen der Inszenierung von Geschlecht, z. B. Kleidungs- und Bewegungskulturen, fungieren unterschiedliche Ess-Stile aber nicht nur als Darstellungsressourcen, sondern sie sind zugleich mit normativen Ansprüchen verknüpft. Das bedeutet, dass die Inszenierungen des Geschlechts beim Essen und Trinken nicht in das Belieben der einzelnen AkteurInnen gestellt sind – dann wären sie ja auch nicht verstehbar –, sondern dass sie bestimmten Regeln folgen, die unter anderem an die Institutionalisierung sozialer Bedeutungen geknüpft sind. Bestimmte Nahrungsmittel und Umgangsweisen mit der Ernährung sind geschlechtlich codiert (*gendered*) und werden zu Zeichen gemacht, mittels derer die Geschlechtszugehörigkeit zum Ausdruck gebracht werden kann. Als zentraler Mechanismus wirken hierbei *zirkulär verlaufende Sexuierungsprozesse*. Um die individuelle Geschlechtszugehörigkeit herzustellen, werden Objekte, soziale Räume, Körpermerkmale, Verhaltensweisen usw. vergeschlechtlicht, und indem diese Dinge oder Eigenschaften einem Geschlecht zugeschrieben werden, erhalten sie selbst ein Geschlecht, das seinerseits vergeschlechtlichend wirkt und somit zur Quelle von Geschlechtsdarstellungen gemacht werden kann (*vgl. Hirschauer 1994*). In dem Maße, in welchem beispielsweise Fleisch ein Nahrungsmittel ist, das signifikant häufiger und in größeren Mengen von Männern verzehrt wird als von Frauen, wird es für „männlich“ gehalten, und das Essen von Fleisch erscheint somit als männlich konnotiertes Verhalten, das in der interaktiven Herstellung von Geschlecht entsprechend „eingesetzt“ werden kann – in unserem Beispiel etwa als das sprichwörtliche *Machosteak*.<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Dass sich vor allem das Fleisch, und hier wiederum besonders das rote Fleisch höherer Säugetiere, so gut zum kulinarischen Statthalter von „Männlichkeit“ eignet, liegt in seinem kulturellen Symbolgehalt begründet. Fleisch ist der Inbegriff einer *Herrenspeise* (Derrida), es ist ein *natürliches Symbol* der Macht (Fiddes), in welchem sich Vorstellungen von Dominanz, Stärke und Potenz greifbar verkörpern. Dies rührt von der Notwendigkeit her, mit welcher sein Verzehr an den Akt des Tötens und Blutvergießens gebunden ist. Obwohl die Gewalt, die zur Aneignung des Fleisches anderer Lebewesen unabwendbar ist, im Prozess der Zivilisation als technisierter und entöffentlichter Vorgang hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens verlegt und zunehmend aus dem Bewusstsein der Menschen verdrängt werden konnte – wer denkt bei *Burger* oder *chicken nuggets* schon noch an „Tier“? –, hat sich die Funktion des Fleisches als Repräsentant einer siegreichen Unterwerfung der Natur erhalten. Die geschlechtliche Konnotation des Fleisches als „männlich“ lässt sich auf vorgeschichtliche Entwicklungen zurückführen. In der Forschung wird meist davon ausgegangen, dass sich aufgrund eines Rückgangs der Großwildbestände in der ausgehenden Altsteinzeit die Jagdtechniken der Menschen und mit ihnen die Geschlechterrollen veränderten. Folgt man den Interpretationen archäologischer Funde und steinzeitlicher Höhlenzeichnungen, stand am Beginn der Menschheitsgeschichte nicht der Mann als Jäger und Ernährer seiner Sippe, sondern die *gemeinsame* Nahrungsbeschaffung durch Frauen, Männer und Kinder (*vgl. Mellinger 2000*). Das Großwild wurde erlegt, indem die Gruppe ganze Herden über Klippen, in Fallgruben oder in Sumpfgelände hetzte und die Tiere anschließend gemeinschaftlich tötete und zerlegte. Die Treib-

Bemerkenswert ist, dass sich die zentralen Geschlechterdifferenzen im Ernährungsverhalten in der puberalen Phase entwickeln bzw. markant verstärken. Während sich die Verzehrsgewohnheiten und Nahrungsvorlieben bei jüngeren Kindern kaum geschlechtstypisch voneinander unterscheiden, kristallisieren sich mit Einsetzen der Pubertät zunehmend deutlicher die als „weiblich“ bzw. „männlich“ angesehenen Umgangsweisen mit der Ernährung heraus. Da hier keine biologischen Parameter zur Erklärung veranschlagt werden können und diese Auffälligkeiten in einen Lebensabschnitt fallen, in dem es zunehmend wichtiger wird, sich im sozialen Umfeld als „richtige“ Frau und „richtiger“ Mann zu verorten, liegt der Schluss nahe, diese kulinarischen Verhaltensweisen als *geschlechtsstiftende Praxis* zu lesen, mittels derer die eigene Geschlechtlichkeit zum Ausdruck gebracht wird.

Bereits ein knappes Viertel der 12-jährigen Mädchen, die in einer erstmals für die neuen und alten Bundesländer repräsentativen Jugendgesundheitsstudie befragt wurden, hat Erfahrungen mit gewichtsreduzierenden Diäten. Mit zunehmenden Alter steigt dieser Wert an, so dass von den 16-jährigen weiblichen Heranwachsenden mehr als 40 Prozent schon einmal eine Diät gemacht haben. Für die Jungen hingegen gilt, dass in allen Altersgruppen jeweils nur zehn von hundert versucht haben, ihr Gewicht mittels einer Diät zu kontrollieren, d. h. die geschlechtstypischen Unterschiede im restriktiven Essverhalten werden im Verlauf der Pubertät mit zunehmenden Alter immer größer (*vgl. Kolip 1997: 193*).<sup>15</sup> Parallel zur steigenden Diätfrequenz bei den Mädchen zeigen Jungen in der puberalen Phase eine erhöhte Neigung zu gesundheitlichem Risikoverhalten. Dies äußert sich im Ernährungsbereich besonders im Konsum von Alkohol und Tabak.<sup>16</sup> Obwohl sich die allgemeinen Erfahrungen von Jungen und Mädchen mit Alkohol und Nikotin empirisch kaum unterscheiden – beide Geschlechter besitzen ähnliche Probiererfahrungen und gleichen sich im Experimentierkonsum –, zeigen sich bei genauerer Betrachtung deutliche geschlechtstypische Differenzen in bezug auf die Qualität und die Intensität des Konsums. Jungen

---

jagd, bei der es funktional war, dass sich möglichst viele Gruppenmitglieder beteiligten, wurde jedoch angesichts abnehmender Beutetiere zugunsten einer Technik aufgegeben, die auf die Fähigkeiten weniger, spezialisierter Personen setzte: die Pirschjagd. Nun galt es, die Tiere, die zur Nahrung dienen sollten, erst einmal aufzuspüren, ihnen zu folgen, sich unbemerkt anzuschleichen, um schließlich zum tödlichen Angriff überzugehen. Diese Jagdvariante schloss es aus, im lärmenden Familienverbund der Beute nachzustellen, so dass vor allem die Kinder bei der Fleischbeschaffung keine hilfreiche Rolle mehr spielen konnten und in den Lagern zurückgelassen wurden. Außerdem erforderte die Suche nach dem seltener gewordenen Wild eine hohe Mobilität, von der die Frauen durch das langsame Heranwachsen ihrer Nachkommen abgekoppelt wurden. Auf diese Weise wurde die Jagd nach Fleisch immer stärker zu einer exklusiv männlichen Tätigkeit, während die weibliche Geschlechtsrolle immer mehr auf reproduktive Funktionen und die Abhängigkeit vom Jagderfolg der Männer festgelegt wurde. Indem das als Nahrung hochgeschätzte Fleisch nunmehr fast ausschließlich von männlichen Jägern beschafft wurde, erlangten diese zunehmend die Kontrolle über die begehrte Ressource, was ihnen nicht nur die Macht gab, den Löwenanteil der Beute für sich zu beanspruchen, sondern auch über die weitere Verteilung an die übrigen Gruppenmitglieder – und damit ggf. deren Überleben – zu verfügen. Fleisch wurde damit zu einer Speise der Männer. Umgekehrt knüpften sich die Vorstellungen von Männlichkeit an die Macht über das Fleisch.

<sup>15</sup> Die Einschätzungen zur Verbreitung von Diätpraktiken im Jugendalter variieren, auffällig ist jedoch, dass sich lediglich das Gesamtniveau verschiebt, während der statistische Abstand, der Jungen- und Mädchenanteile voneinander trennt, relativ konstant bleibt.

<sup>16</sup> Die folgenden Befunde stammen aus Kolip 1999.

rauchen regelmäßiger als Mädchen und bevorzugen häufiger filterlose und selbstgedrehte Zigaretten sowie Tabakwaren mit einem hohen Teergehalt. Auch beim Konsum von Alkoholika unterscheiden sich die Geschlechter sowohl in den Präferenzen, wie auch in der Regelmäßigkeit und dem Ausmaß des Trinkens. Während Mädchen tendenziell eher zu Wein und Sekt greifen, dominiert bei den Jungen die Vorliebe für Bier und Hochprozentigem. Bei den von Petra Kolip befragten 12- bis 16-jährigen Heranwachsenden lag der Anteil der Jungen, die regelmäßig Bier konsumierten, dreimal so hoch wie in der Gruppe der Mädchen. Der am stärksten hervorstechende Unterschied findet sich jedoch bei der Kategorie „rauschhaftes Trinken“: Alkohol zu konsumieren, bis ein Rausch eintritt, ist offenkundig eine männliche Angelegenheit, für weibliche Jugendliche (und auch erwachsene Frauen) ist dies ein eher ungewöhnliches – und gesellschaftlich ungleich stärker geächtetes – Verhalten.

In der männlichen Sozialisation besitzt der Konsum von Alkohol geradezu eine *Initiationsfunktion*. Alkoholische Getränke gelten – sogar rechtlich abgesichert – als „Erwachsenengetränke“ mit hohem sozialen Prestige und emotionalem Wert, was sie für Jugendliche begehrt und für Initiationszwecke geeignet macht. Für männliche Adoleszente spielt Alkohol beim Übergang in den Erwachsenenstatus eine besondere Rolle, sei es in der Schulclique, wo die „männliche“ Härte am besten am Rande eines Deliriums unter Beweis gestellt werden kann, oder am heimischen Küchentisch, wo Väter ihre heranwachsenden Söhne bei Schnaps und Bier mit „Männergesprächen“ behelligen. In männerbündischen Vereinigungen wie Studentenverbindungen, Eliteinternaten oder militärischen Einheiten gehören Saufrituale, etwa das „Abfüllen“ von Neulingen, gar explizit zum Ritus der Eingliederung jüngerer Anwärter hinzu.

Diverse Studien belegen insgesamt, dass der Mädchenanteil in einem Konsummuster umso geringer ist, je „härter“ sich dieses gestaltet (vgl. Helfferich 1994: 60.). Die stereotypen Besetzungen von „harten“ Trinkern, „starken“ Rauchern – und gleichfalls: „kräftigen“ Essern – schafft eine symbolische Barriere, die Mädchen als *typische* Mädchen von diesen Verhaltensweisen ausschließt. Zwar können sich auch weibliche Jugendliche in ritualisierten Situationen, etwa Bewährungsproben, durch entsprechende Handlungen beweisen und ihre Überlegenheit demonstrieren, doch stellt bei den Jungen das Motiv der körperlichen Abhärtung und Stärkung ein allgemeines, situationsübergreifendes Moment dar. Umgekehrt markiert die „weibliche“ Codierung eines kontrollierten und figurbewussten Umgangs mit dem Essen ebenso wie die Vorliebe für leichte, milde oder süße Speisen eine symbolische Geschlechtergrenze. „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ zu demonstrieren bedeutet hierbei dann auch, die vom jeweils anderen Geschlecht symbolisch besetzten Verhaltensweisen tunlichst zu meiden.

Die *Geschlechterglaubensvorstellungen* (Goffman 1994) wirken aber nicht nur handlungsorientierend. Wie sie auch die *Wahrnehmung* essender Personen durch Andere beeinflussen, zeigen einige sozi-

alpsychologische Studien aus den USA. Hier fanden die Forschungsteams unter anderem heraus, dass die Menge der Nahrung, die eine weibliche Person während einer Mahlzeit zu sich nimmt, die Einschätzung ihrer Attraktivität durch andere deutlich beeinflusst. Männliche und weibliche Versuchspersonen, die anhand von Videoaufzeichnungen die Ausprägung verschiedener Merkmale bei einer Frau beurteilen sollten, neigten dazu, der betreffenden Studentin mit steigender Portionsgröße eine abnehmende optische Anziehungskraft zu attestieren (vgl. Basow und Kobrynowicz 1993). Auch Studien, die mit fingierten Verzehrprotokollen arbeiten, liefern Hinweise darauf, dass eine geringe Nahrungsmenge assoziativ mit „weiblichen“ Eigenschaften in Verbindung gebracht wird. Eine Frau, die kleine Portionen zu sich nimmt, wird in höherem Maße als feminin, emotional expressiv und gutaussehend wahrgenommen als dieselbe Frau, wenn sie eine mittlere oder große Mahlzeit verspeist.<sup>17</sup> Umgekehrt wird aber auch die Nahrungsmenge offenbar abhängig davon eingeschätzt, ob ein Mann oder eine Frau das Essen zu sich nimmt. In einem Experiment zeigte sich, dass die ProbandInnen einhellig der Meinung waren, der Mann habe jeweils eine kleinere Portion auf dem Teller gehabt, obwohl Art und Menge der Nahrung in der Versuchsanordnung konstant gehalten wurden (vgl. Bock und Kanarek 1995).

Nun lässt sich gegenüber solchen Versuchen freilich einwenden, dass die Nahrungsmenge, die eine Person benötigt, auch und vor allem etwas mit der Körpergröße und dem Körpergewicht zu tun hat, und Frauen im statistischen Durchschnitt nun eben einmal kleiner und leichter seien als Männer. Eine solche Argumentation blendet jedoch den viel größeren Bereich der Überschneidungen, in dem sich Frauen und Männer von ähnlicher Statur und Konstitution finden, zugunsten der markanten Differenz aus.<sup>18</sup> Damit wird eine *statistische Tendenz* zu einer *gesellschaftlichen Regel* erhoben, die nicht nur unsere Deutungsschemata strukturiert, sondern gleichfalls zu einer *normativen Erwartung* an das Verhalten anderer wird. Wir erwarten von Männern, dass sie einen „gesunden“, „kräftigen“ Appetit haben, größere Mengen Nahrung vertragen können und beim Essen nicht leicht zu schwächeln beginnen usw. Auf der anderen Seite richten wir an Frauen eher die Erwartung, dass sie im Umgang mit der Nahrung kontrolliert sind, dass sie lieber „leichte“ Speisen mögen und sich gern auch einmal nur mit den Beilagen oder kleinen Zwischenmahlzeiten zufrieden geben. An diesem Beispiel zeigt sich aber auch, dass es bei der sozialen Konstruktion von Geschlecht nicht zwangsläufig eine Rolle spielt, was Männer und Frauen *tatsächlich* tun, sie

---

<sup>17</sup> Für Männer scheinen den vorliegenden Untersuchungen zufolge solche Unterschiede in geringerem Umfang zu bestehen (vgl. Bock und Kanarek 1995), doch ist zu bedenken, dass hinsichtlich der Darstellung und Wahrnehmung von Geschlecht in kulinarischen Handlungen insgesamt noch großer Forschungsbedarf besteht. Die zitierten Experimente stellen allenfalls erste Annäherungen an die noch einzuleitende Forschungsarbeit dar.

<sup>18</sup> Der Eindruck, dass Frauen „im Allgemeinen“ kleiner und leichter sind als Männer, wird auch durch die gängigen Paarbildungsstrategien unterstützt, wie Goffman an der Konstitution des heterosexuellen Paares als einer Kombination aus großen Männern und kleinen Frauen gezeigt hat (vgl. Goffman 1994: 142f.).

können selbst das Gleiche tun – die soziale Institution *gender* besteht allerdings darauf, dass das, was sie tun, als unterschiedlich *wahrgenommen* wird (vgl. Lorber 1999: 71).

### **Kulinarische Taxonomie und symbolische Geschlechterordnung**

Die Erwartungen, die gegenüber „weiblichen“ und „männlichen“ Ernährungsstilen bestehen, korrespondieren hierbei nicht nur mit unseren alltagstheoretischen Auffassungen über die Geschlechter und deren körperliche Verfasstheit, sondern auch mit dem Rang, den Männer und Frauen in der Geschlechterordnung einnehmen. Betrachten wir noch einmal die geschilderten Charakteristika typisch „männlicher“ und „weiblicher“ Speisen, so fällt auf, dass sich diese entlang einer Achse von „starker“ und „schwacher“ Nahrung einordnen lassen. Die als „weiblich“ geltenden Speisen wie Quark, Obst, Gemüse oder auch süße Desserts sind vor allem durch ihre Milde, Leichtigkeit und Nachgiebigkeit gekennzeichnet. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um Substanzen, deren Verzehr keinen großen körperlichen Kraftaufwand (z. B. beim Kauen und Schlucken) erfordert, da sie kaum einen physikalischen Widerstand bieten. Die typisch „weiblichen“ Nahrungsmittel sind in Bezug auf die sinnlichen Reize, die sie verursachen, häufig eher lau und werden in der sozialen Deutung mit Eigenschaften wie „schonend“ und „gesund“ oder auch „verwöhnend“ in Zusammenhang gebracht. Sie gehören insgesamt dem Spektrum der als „schwach“ bezeichneten Nahrungsmittel an. Entgegengesetzt verhält es sich mit den kulinarischen Statthaltern der Männlichkeit. Hier dominieren die „starken“, deftigen und schweren Speisen. Sie stellen beim Verzehr üblicherweise einen beträchtlichen physikalischen Widerstand dar, erfordern also einen zupackenden Biss und besitzen häufig schleimhautreizende Wirkungen (scharfe, bittere, herbe, stark gewürzte Speisen und hochprozentige Alkoholika). Zudem sind die Nahrungsmittel, die als „männlich“ gelten, meist durch eine energiereiche Zusammensetzung charakterisiert, was sie ebenfalls als „starke“ Speisen gelten lässt.

Die kulturelle Bewertung von Speisen als „starke“ oder „schwache“ Nahrung zeigt schon an, dass es sich hierbei nicht um eine einfache Unterscheidung handelt, sondern um ein *Hierarchieverhältnis*. In vielen Gesellschaften wird dabei die „überlegene“ Nahrung mit Fleischverzehr gleichgesetzt und der pflanzlichen Kost am anderen Ende der Skala ein besonders niedriger Status bescheinigt.<sup>19</sup> Diese *kulinarische Taxonomie* steht nun insofern in enger Beziehung zu den Klassifikationen der sozialen Ordnung und den Ernährungsstilen der Geschlechter, als ein *Verweisungszusammen-*

---

<sup>19</sup> Die Hierarchisierung von Nahrungsmitteln wurde auch zu ethnischen Stereotypen verarbeitet. So wurden etwa die Bevölkerungen des südlichen Europas aufgrund des hohen pflanzlichen Anteils ihrer Kost als anspruchslose und genügsame Menschen charakterisiert, während die im Norden lebenden Völker als ebenso fleisch- wie machtgerig galten (vgl. Montanari 1999: 133). Die „Überlegenheit“ des Fleisches ergibt sich unter anderem aus dem Akt des Tötens, der jedem Fleischverzehr vorausgesetzt ist und als Triumph über die Natur interpretiert werden kann. Eine pflanzlich basierte Lebensweise wird dagegen meist mit Friedfertigkeit in Verbindung gebracht, einer Eigenschaft also, die im physisch ausgegrenzten Kampf zum Unterliegen führen muss.



*hang* zwischen dem kulturellen Wert der Nahrung und dem sozialen Status der Essenden besteht. Die Qualität der Nahrung muss der Qualität der Essenden entsprechen. Diese Vorstellung geht ursprünglich auf die antike Diätetik zurück, in der die individuelle Konstitution eines Menschen als Maßstab für die Ernährungsweise (und die Lebensführung insgesamt) herangezogen wurde. Im Laufe der Zeit verengte sich diese Perspektive jedoch, und die Vorstellung von der „Qualität“ einer Person setzte sich vorwiegend unter gesellschaftlichen Gesichtspunkten durch, so dass der soziale Status zum entscheidenden Kriterium wurde (vgl. Montanari 1999: 102ff.). In Bezug auf die geschlechtstypischen Ernährungsweisen bedeutet dies, dass bestimmte Vorlieben und Abneigungen beim Essen auch die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern widerspiegeln und jeweils neu bestätigen.

Der französische Strukturalist Roland Barthes zitiert in einem grundlegenden Aufsatz Motivationsforschungen, die zeigen, dass Männer vorrangig Nahrungsmittel meiden, die mit einem niedrigen Status assoziiert sind und „Minderwertigkeitsgefühle“ aufkommen lassen (Barthes 1982: 71). Was aber macht eigentlich ein Nahrungsmittel zur Chiffre von Unterlegenheit oder Dominanz? Zum einen beziehen sich solche Vorstellungen auf die soeben beschriebenen Eigenschaften wie Konsistenz oder Energiegehalt (und deren kulturelle Deutung). Zum anderen zeichnen sich „starke“ und „schwache“ Speisen aber auch dadurch aus, dass sie eben vornehmlich von „starken“ und „schwachen“ Personen verzehrt werden, was nichts anderes bedeutet, als dass der soziale Status derjenigen, die bestimmte Nahrungsmittel besonders häufig zu sich nehmen, deren Symbolgehalt prägt. Deshalb kann sich die typisch „weibliche“ Nahrung auch problemlos mit den für Kinder, Alte und Kranke vorgesehenen Speisen (leicht, schonend, mild, kleine Portionen, wenig Fleisch) überschneiden, während der „männliche“ Geschmack dieser Kost diametral gegenübersteht. Der Geschlechtersinn einer Nahrung ergibt sich demnach aus ihrer *sozialen Verwendung* und den *kulturellen Deutungen*, die sich auf ihre Substanz beziehen, kann aber nicht aus der Nahrung „an sich“ herausgelesen werden. Auch hier formieren sich wiederum zirkuläre Verweisungszusammenhänge, in denen sich die gedanklichen Zusammenschlüsse von Weiblichkeit/Schwäche/Minderwertigkeit und Männlichkeit/Stärke/Hochwertigkeit wechselseitig bestärken. Die Polarisierung von Stärke und Schwäche ist als Entsprechungsverhältnis konzipiert, in welchem einer schwachen/starken körperlichen Konstitution eine schwache/starke soziale Position und dieser wiederum eine schwache/starke Nahrung entspricht usw.

Die Parallelisierung der Mythen von „starker“ und „schwacher“ Nahrung und ebensolchen Geschlechtern schafft somit eine symbolische Ordnung, die sich sehr direkt an die materiellen Körper rückkoppelt, indem sie eine ungleiche Verteilung der Nahrung zwischen Frauen und Män-

nern rechtfertigt.<sup>20</sup> So zeichnete beispielsweise der berühmte Aufklärer Rousseau in seinem Erziehungsroman „Emile“ das weibliche Ideal der zarten, sanftmütigen Sophie, die ihrem geschlechtsadäquatem Geschmack folgend eine Schwäche für Milchspeisen und Zuckerwaren, Beilagen und Gebäck hat, um Fleisch und Wein aber einen großen Bogen schlägt und überhaupt den kulinarischen Genüssen eher zurückhaltend gegenübersteht. Dass die Kost der Frauen gemäß ihrer (defizitären) körperlichen und geistigen Beschaffenheit vorzugsweise aus dem unteren Segment der Nahrungsmittelhierarchie zu stammen habe und die Portionen klein zu halten seien, meinte auch Jakob Moleschott, ein Ernährungswissenschaftler des 19. Jahrhunderts. Moleschott plädierte dafür, Frauen generell mit minder nahrhaften Speisen und Getränken zu ernähren, da diese für das „schwache“ Geschlecht ausreichend seien (vgl. Tanner 1996). Nachwirkungen dieser Denkweise zeigen sich aber auch in aktuellen ernährungswissenschaftlichen Diskursen, etwa wenn ein geschlechtsdifferenter Bedarf an Nahrungsenergie als *Norm* festgelegt wird. In den Alltagsvorstellungen ist dieses Konzept unter anderem darin präsent, dass behauptet wird, Jungen und Männer hätten „natürlicherweise“ einen größeren Appetit oder müssten aus irgendwie körperlichen Gründen mehr Fleisch essen als Mädchen und Frauen.

Hinter solchen Annahmen steht nicht zuletzt auch die Vorstellung, dass die Nahrung neben ihrer Funktion als Energielieferantin direkt in die Körper *übergeht*, sich in Blut, Muskeln, Nerven usw. transformiert. Der geläufige, von Ludwig Feuerbach geprägte Ausspruch „*Der Mensch ist was er isst*“ meint gerade *nicht* (wie vielfach misslich interpretiert) nur eine symbolische Beziehung zwischen Essen und Identität, sondern verweist auf deren *materiellen* Zusammenschluss. Indem sich die Nahrung in Organe wie Herz und Hirn übersetzt, ist damit zugleich ein Einfluss auf geistige und emotionale Dispositionen eingeschlossen. Solchermaßen als *Produzentin der Person* in Erscheinung tretend, wird der Nahrung implizit gleichfalls eine vergeschlechtlichende Wirkung zugesprochen. Diese vergeschlechtlichende Funktion birgt für die Essenden dabei immer auch das Risiko, durch eine geschlechtlich nicht opportune Ernährungsweise an geschlechtstypischen Eigenschaften einzubüßen. So ist etwa die Angst vieler Männer, durch den Verzicht auf Fleisch an „Männlichkeit“ zu verlieren, ein verbreiteter Beweggrund, an der „starken“ Kost festzuhalten. Die Gefahr einer drohenden „Verweiblichung“ – und damit Statusminderung – muss abgewehrt werden.

---

<sup>20</sup> Dies findet seinen Ausdruck etwa in Regionen, in denen die Nahrungsressourcen knapp sind und vor allem Frauen und Kinder unter materieller Ernährungsarmut zu leiden haben. Aber auch in entwickelten Gesellschaften hat sich das Muster der Nahrungsdistribution, nach welchem dem männlichen „Familienoberhaupt“ das größte und beste Stück Fleisch zusteht, erhalten. Wem in welcher Reihenfolge wie viel und welche Art der Nahrung zuerkannt wird, bemisst sich nach der sozialen Rangordnung der Essenden.

## Beste Aussichten

Mühe los ließe sich der hier nur ausschnitthaft vorgestellte Interpretationsrahmen weiter aufspannen und sich die kulinarische Taxonomie etwa zusätzlich im Lichte der *sexuellen Ideologie* betrachten<sup>21</sup>, doch es soll nicht versäumt werden, abschließend zumindest kurz noch etwas Ausblickendes zu den hier vorgeschlagenen Denkachsen anzumerken. Der vorliegende Beitrag konnte (schon seiner Form nach) nicht mehr sein als ein Arrangement ausgewählter Appetithäppchen, denen noch viele systematisch angelegte, mehrgängige Menüs zu folgen haben. Für die Erforschung der sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext ist es immens wichtig, den oben nur am Rande thematisierten Machtaspekt zu integrieren (vgl. hierzu Setzwein 2000a). Dem präsentierten *Doing gender*-Ansatz ist der Blickwinkel einer Einverleibung sozialer Strukturen an die Seite zu stellen, wie u. a. bei Norbert Elias, Pierre Bourdieu und Michel Foucault theoretisch entfaltet. Denn bei der interaktiven Herstellung der Geschlechterdifferenz handelt es sich ja nicht um das Spiel „frei flottierender Akteure“, sondern die soziale Praxis ist eng mit den gesellschaftlichen Makrostrukturen, mit dynamischen Machtbeziehungen und geronnenen Herrschaftsverhältnissen, verwoben. In diesem Kontext ist freilich auch der Konstruktion unterschiedlicher Männlichkeiten und Weiblichkeiten nachzugehen. Nicht zuletzt haben künftige Forschungen zum Zusammenhang von Ernährung und Geschlecht aber auch Fragen aufzugreifen, die sich den gegenläufigen Prozessen, den Vorgängen einer Neutralisierung von Geschlecht oder eines *undoing gender* im kulinarischen Bereich zuwenden.<sup>22</sup>

Bislang ist das Thema Ernährung und Geschlecht überdies meist auf das weibliche Geschlecht verkürzt worden – wie generell auch in der *Geschlechterforschung* noch immer allzu oft die Gleichung „Geschlecht = Frau“ aufgemacht wird. Ganz abgesehen davon, dass „Mann“ und „Frau“, „männlich“ und „weiblich“ Kategorien sind, die nur in wechselseitiger Verweisung aufeinander Sinn machen, ist gerade im Feld der Ernährung die Ausblendung des männlichen Geschlechts unverständlich.<sup>23</sup> Denn angesichts der Zunahme ernährungsabhängiger Krankheiten und vor dem Hintergrund der gegenwärtig geführten gesundheitspolitischen Debatten müsste ganz besonders die männliche Bevölkerung ins Fadenkreuz groß angelegter Forschungsvorhaben geraten (siehe auch Setzwein 2001, Setzwein 2002a). Mittlerweile wird nicht mehr nur im wissenschaftlichen Diskurs eine *Krise der Männlichkeit* diagnostiziert. Immer häufiger treten Männer auch im politischen

---

<sup>21</sup> Mit „sexueller Ideologie“ sind symbolisch repräsentierte Auffassungen und Leitbilder gemeint, die sich auf die Sexualorganisation der Gesellschaft beziehen und die an der Durchsetzung und Legitimation der Herrschaftsverhältnisse zwischen den Geschlechtern beteiligt sind. Zum Zusammenhang von Ernährung, symbolischer Geschlechterordnung und sexueller Ideologie, dargestellt u. a. am Beispiel von Aphrodisiaka, siehe Setzwein 2002b.

<sup>22</sup> Zur Diskussion einer De-Institutionalisierung von Geschlecht vgl. Hirschauer 1994, Heintz 1993, Heintz und Naidai 1998.

<sup>23</sup> Diese „Ausblendung“ beruht auf der traditionsreichen Gleichsetzung des „Männlichen“ mit dem „Allgemein-Menschlichen“. Frauen gelten dagegen spätestens mit der Heraufkunft der modernen anthropologischen Wissenschaften als (meist pathologischer) Sonderfall, der besonderer Untersuchung bedarf.

und medialen Diskurs als Verursacher sozialer Probleme und Kosten in Erscheinung. Die traditionelle Männerrolle gilt als überholt und nicht mehr zukunftsfähig – mit klassisch „männlichen“ Tugenden und *skills* ist kein drittes Jahrtausend zu machen. Deshalb wird nun allmählich auch die Vulnerabilität des „starken“ Geschlechts zum Diskussionsgegenstand. Niedrigere Lebenserwartung und höhere gesundheitliche Risiken (z. B. bei den Herz-Kreislauf-Erkrankungen) werden zunehmend als Folgen eines traditionellen Rollenbildes gewertet, das Männern ein instrumentelles Körperverhältnis abverlangt und im Kern auf die Betonung von Härte und Leistungsfähigkeit setzt. Auch in diesem Kontext ist an einer fruchtbaren Verbindung von Ernährungs- und Geschlechterforschung zu arbeiten.

Die in Vorschlag gebrachte Zusammenführung der beiden Forschungsbereiche schafft ein erweitertes Verständnis der Beziehungen zwischen Ernährung und Geschlecht, das sowohl in theoretischer als auch in forschungspraktischer und anwendungsbezogener Hinsicht Gewinne verspricht, und zwar auf beiden Seiten. So bietet es u. a. Anknüpfungspunkte für innovative Konzepte z. B. in der Ernährungsbildung und -beratung, es erweitert die Forschungsperspektiven um neue Fragestellungen, es vertieft das Verständnis der Konstruktion von Geschlecht in einem höchst alltagsrelevanten Feld. Und es fordert zu einer fachübergreifenden Zusammenarbeit von natur- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen heraus, die auch wissenschaftstheoretischen Reflexionen einschließt. Beste Aussichten also.

## Literatur

- Barlösius, E. (1999): *Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung*. Weinheim, München.
- Barthes, R. (1982): Für eine Psycho-Soziologie der zeitgenössischen Ernährung. *Freiburger Universitätsblätter* 75: S. 65 – 73.
- Basow, S. A.; Kobronyicz, D. (1993): What is She Eating? The Effects of Meal Size on Impressions of a Female Eater. *Sex Roles* 28: S. 335 – 344.
- Bock, B. C.; Kanarek, R. B. (1995): Women and Men Are What They Eat: The Effects of Gender and Reported Meal Size on Perceived Characteristics. *Sex Roles* 33: S. 109 – 119.
- Bourdieu, P. (1994): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, P. (1997a): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I.; Kraus, B. (Hg.). *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M., S. 153 – 217.
- Bourdieu, P. (1997b): Männliche Herrschaft revisited. *Feministische Studien* 15, 2: S. 88 – 99.
- Butler, J. (1993): *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of Sex*. London, New York.
- Charles, N.; Kerr, M. (1988): *Women, Food and Families*. Manchester.
- Christiansen, K. (1995): Biologische Grundlagen der Geschlechterdifferenz. In: Pasero, U.; Braun, F. (Hg.). *Konstruktion von Geschlecht*. Pfaffenweiler, S. 13 – 28.
- Connell, R. W. (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen.
- Derrida, J. (1998): „Man muß wohl essen“ oder die Berechnung des Subjekts. Gespräch mit Jean-Luc Nancy. In: Derrida, J.: *Auslassungspunkte: Gespräche*. Wien.
- Diehl, J. M. (1983): Speisen- und Gewürzpräferenzen von berufstätigen Erwachsenen, Teil II: Abhängigkeit der Präferenzen von Geschlecht, Alter, Schulbildung und Relativgewicht. *Ernährungs-Umschau* 30, 9: S. 304 – 309.
- Diehl, J. M. (1999a): Nahrungspräferenzen 10- bis 14-jähriger Jungen und Mädchen. *Schweizerische Medizinische Wochenschrift* 129: S. 151 – 161.
- Diehl, J. M. (1999b): Einstellungen zu Essen und Gewicht bei 11- bis 16-jährigen Adoleszenten. *Schweizerische Medizinische Wochenschrift* 129: S. 162 – 175.
- Fausto-Sterling, A. (1992): *Myths of Gender: Biological Theories about Women and Men*. New York.
- Fiddes, N. (1993): *Fleisch. Symbol der Macht*, Frankfurt/M. 1993.
- Garfinkel, H. (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewoods Cliffs.
- Gildemeister, R.; List, E.; Wetterer, A. (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In:

- Axeli-Knapp, G.; Wetterer, A. (Hg.). Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg, S. 201 – 254.
- Goffman, E. (1994): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M.
- Herd, G. H. (Ed.) (1994): *Third Sex, Third Gender: Beyond Sexual Dimorphism in Culture and History*. New York.
- Heintz, B. (1993): Die Auflösung der Geschlechterdifferenz – Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Bühler, E. (Hg.). *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. Zürich, Dortmund, S. 17 – 48.
- Heintz, B.; Nadai, E. (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 19, 3: S. 573 – 588.
- Helfferich, C. (1994): *Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität*. Opladen.
- Hirschauer, S. (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, 4: S. 668 – 692.
- Kolip, P. (1995): Ernährung und Körperzufriedenheit: Der Einfluß von Alter und Geschlecht auf Körperzufriedenheit und Ernährungsverhalten im Jugendalter. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie* 3, 2: S. 97 – 113.
- Kolip, P. (1997): *Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen*. Opladen.
- Kolip, P. (1999): *Risikerte Körper: Geschlechtsspezifische somatische Kulturen im Jugendalter*. In: Dausien, B. et al. (Hg.). *Erkenntnisprojekt Geschlecht: Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft*. Opladen, S. 291 – 303.
- Kübler, W. et al. (Hg.) (1994): *Lebensmittel- und Nährstoffaufnahme Erwachsener in der Bundesrepublik Deutschland, VERA (Verbundstudie Ernährungserhebung und Risikofaktorenanalytik) Schriftenreihe Bd. III*. Niederkleen.
- Laqueur, T. (1992): *Auf den Leib geschrieben: die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt/M., New York.
- Lindemann, G. (1993): *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt/M.
- Lorber, J. (1999): *Gender-Paradoxien*. Opladen.
- Lupton, D. (1996): *Sugar and Snails: The Gendering of Food and Food preferences*. In: Germov, J.; Williams, L. (Eds.). *The Sociology of Food and Nutrition: Australian Perspectives*. Newcastle, S. 22 – 28.
- Mellinger, N. (2000): *Fleisch. Ursprung und Wandel einer Lust*. Frankfurt/M., New York.

- Methfessel, B. (1999): Körperbeziehungen und Ernährungsverhalten bei Mädchen und Jungen. Lehr- und Lernvoraussetzung in der Ernährungserziehung. In: Methfessel, B. (Hg.): Essen lehren – Essen lernen. Beiträge zur Theorie und Praxis der Ernährungsbildung. Baltmannweiler, S. 31 – 76.
- Meuser, M. (1998): Geschlecht und Männlichkeit, Soziologische Theorien und kulturelle Deutungsmuster. Opladen.
- Montanari, M. (1999): Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa. München.
- Neumann, G. (1999): Eßgewohnheiten im kulturellen Wandel. Einige Thesen zum Verhältnis zwischen naturwissenschaftlicher und kulturwissenschaftlicher Diagnose des Nahrungsgeschehens. Mitteilungen des Internationalen Arbeitskreises für Kulturforschung des Essens 4: S. 2 – 10.
- Pasero, U.; Gottburgsen, A. (Hg.) (2002): Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik. Wiesbaden.
- Prahl, H.-W.; Setzwein, M. (1999): Soziologie der Ernährung. Opladen.
- Setzwein, M. (1997): Zur Soziologie des Essens. Tabu. Verbot. Meidung. Opladen.
- Setzwein, M. (2000a): Ernährung und Geschlecht. Umriss einer theoretischen Herausforderung. Mitteilungen des Internationalen Arbeitskreises für Kulturforschung des Essens 5: S. 14 – 23.
- Setzwein, M. (2000b): Frauen essen anders, Männer auch. Geschlechtstypische Ernährungsgewohnheiten und die soziale Konstruktion von Geschlecht. Vortrag an der Justus-Liebig-Universität Gießen.
- Setzwein, M. (2001): Essen: Typisch männlich. UGB-Forum. Fachzeitschrift für Gesundheitsförderung 18, 6: S. 315 – 317.
- Setzwein, M. (2002a): Männerwirtschaft. Ernährung in männlichen Einpersonenhaushalten. Eine Projektskizze. Vorgestellt auf dem DFG-Rundgespräch „Kultur- und sozialwissenschaftliche Ernährungs- und Essforschung“, 28. - 29.06.2002. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Setzwein, M. (2002b): Sex & Food & Hierarchy. Überlegungen zum Zusammenhang von Ernährung, symbolischer Geschlechterordnung und sexueller Ideologie. In: Voigt, U.; Jahn, I. (Hg.). Essen mit Leib und Seele. Bremen, S. 75 – 98.
- Setzwein, M. (i. V.): Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext. i. V.

- Spiekermann, U. (2002): Das Deftige für den Mann, das Leichte für die Frau? Über den Zusammenhang von Ernährung und Geschlecht im 20. Jahrhundert. In: Voigt, U.; Jahn, I. (Hg.). Essen mit Leib und Seele. Bremen, S. 51 – 74.
- Stein-Hilbers, M.; Becker, M. (1996): „Wie schlank muß ich sein, um geliebt zu werden?“ Zur Prävention von Eßstörungen (Abschlußbericht der Begleitforschung zum Modellprojekt des BMFSFJ). Bonn.
- Tanner, J. (1996): Der Mensch ist, was er ißt. Ernährungsmythen im Wandel der Esskultur. In: Historische Anthropologie 4: S. 399 – 419.
- Teubner, U.; Wetterer, A. (1999): Gender-Paradoxien: Soziale Konstruktion transparent gemacht. Einleitung zu Judith Lorber. Gender-Paradoxien. Opladen, S. 9 – 29.
- Tyrell, H. (1986): Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: S. 450 – 489.
- Villa, P. I. (2000): Sey Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen.
- West, C.; Zimmermann, D. (1991): Doing gender. In: Lorber, J.; Farrel, S. (Eds.). The Social Construction of Gender. London, S. 13 – 37.

Kontakt: [monika.setzwein@t-online.de](mailto:monika.setzwein@t-online.de)



# Frauen und globale Nahrungssicherheit

Gertrud Buchenrieder

## 1 Armut und Zugang zu Nahrung

Armut hat viele Dimensionen, eine besonders schreckliche ist die Nahrungsunsicherheit. Die heute gängige Definition von Nahrungssicherheit impliziert, dass der Zugang aller Menschen, sei es in einem Land, einer Region oder einer Familie, zu den Nahrungsmitteln, die für ein gesundes und aktives Leben erforderlich sind, zu jeder Zeit gewährleistet sein muss (*Weltbank 1986*). Das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (*BMZ*) hat diese Definition 1989 übernommen (*BMZ 1989*). Seit Mitte der 90er Jahre ist es internationaler Konsens, dass der Zugang zu Nahrung nicht nur für jeden und zu jeder Zeit gesichert sein muss, damit man von Nahrungssicherheit sprechen kann, sondern dass dies Zugang zu kulturell akzeptabler Nahrung sein muss (*FAO 1996*).

Die Konzeption von Nahrungssicherheit hat sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Bis Mitte der 80er Jahre wurde Nahrungssicherheit mehr oder weniger mit einem national verfügbaren Nahrungsmittelangebot gleichgesetzt, das zur Deckung des nationalen Nahrungsbedarfs ausreicht. Um Verteilungsungleichheiten und Verluste auszugleichen, wurde häufig eine Marge von 10 % bei der Berechnung des notwendigen Nahrungsmittelangebots addiert. Angestoßen durch die Diskussion über Zugriffsrechte (*Entitlement Discussion*) von *Sen (1981 und 1986)*, vollzog sich Mitte der 80er Jahre ein deutlicher Wandel im konzeptionellen Verständnis des Begriffs Nahrungssicherheit. *Sen (1986)* zeigte durch die Aufarbeitung der Ursachen von Hungersnöten, insbesondere in Bangladesch und Äthiopien, dass ein ausreichendes Nahrungsmittelangebot pro Kopf zwar notwendig, aber keineswegs hinreichend ist, um Nahrungsunsicherheit zu beseitigen oder etwa Hungersnöte auszuschließen.

Die Verlagerung des Schwerpunkts der Diskussion von der Konzentration auf Angebot und Produktion, hin zu Armutsbekämpfung und der Frage nach dem Zugang zu Nahrung ist eindeutig positiv zu bewerten (*Geier 1992*). Das Recht jedes Menschen auf ein Leben ohne Hunger ist international unumstritten und wird in der Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen seit Ende der 70er Jahre zugesichert (*VN 1978*)<sup>24</sup>, allerdings wenn Armut über die Nahrungssicherheit definiert wird, sind nach neueren Schätzungen 840 Millionen Menschen chronisch unterernährt<sup>25</sup>, wovon 799 Millionen in Entwicklungsländern leben (*FAO 2002*)<sup>26</sup>. Von diesen

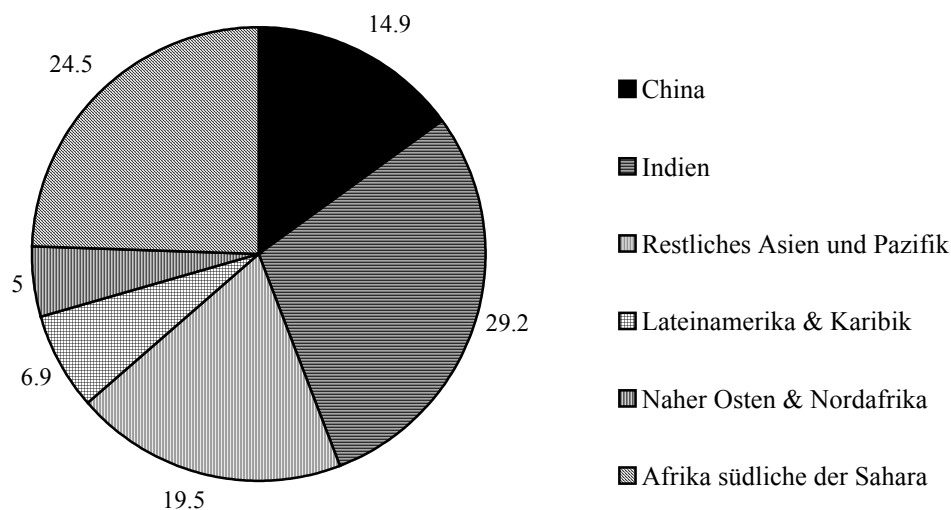
---

<sup>24</sup> Das Recht auf Nahrung ist bereits in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen von 1948 aufgeführt und somit offizielles Grundrecht des Menschen (von Braun *et al.* 1998).

<sup>25</sup> Unter Unterernährung versteht man einen krankhaften Zustand, der aus einer unzureichenden Nahrungsaufnahme, d. h. unzureichender Zufuhr von Energie oder von einem oder mehreren Nährstoffen über einen längeren

unterernährten Menschen lebt ein relativ großer Anteil in Afrika südlich der Sahara (knapp 25 %), der überwiegende Anteil lebt allerdings in Asien, davon fast 30 % in Indien (siehe Abbildung 1).

**Abbildung 1: Verteilung der Unterernährten in Entwicklungsländern, in Prozent, 1998 - 2000**



Quelle: FAO (2002)

Anmerkung: Die Gesamtanzahl von Unterernährten in Entwicklungsländern beträgt 799 Millionen.

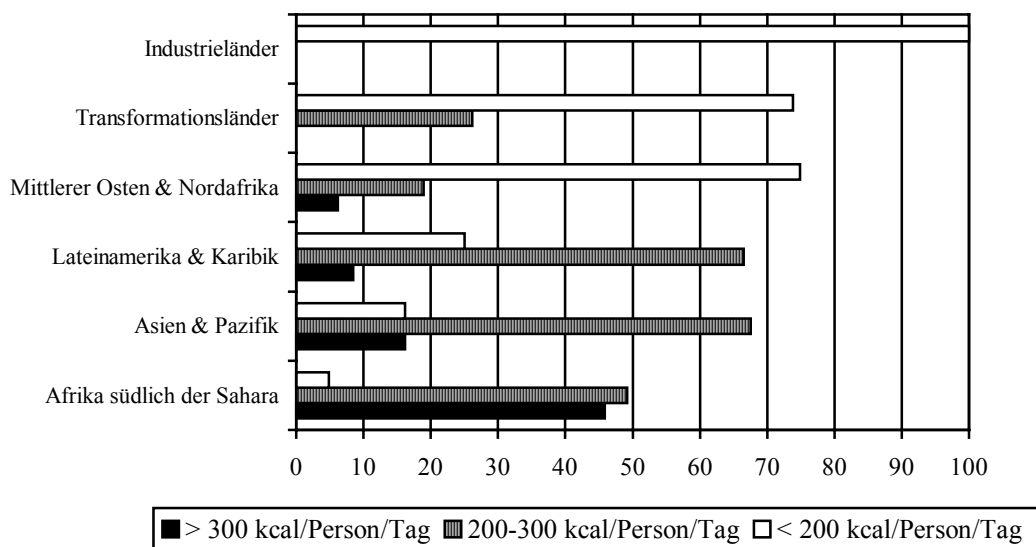
Abbildung 2 zeigt, dass besonders bei den chronisch unterernährten Menschen in Afrika südlich der Sahara das Nahrungsdefizit größer als 200 kcal pro Tag und Person ist, um bei leichter körperlicher Arbeit das Gewicht noch halten zu können. Die *FAO (2002)* geht davon aus, dass eine Reduzierung des Hungers und der damit einhergehenden negativen körperlichen Effekte auch zu einer erhöhten Geschlechtergleichstellung führen würde. Als Beispiel wird Pakistan genannt, wo eine relativ geringe Verbesserung des sogenannten Verkümmersindicators (Größe zu Alter) bei Vorschulkindern eine wesentliche Verbesserung beim Schulbesuch zur Folge hatte: 2 % bei Jungen und 10 % bei Mädchen.

---

Zeitraum resultiert und sich in erster Linie in einem verringerten Körpergewicht (von Blanckenburg und Cremer 1983), aber auch einer verringerten Körpergröße, einer niedrigeren Leistungsfähigkeit und spezifischen klinischen Symptomen manifestiert (Oltersdorf und Weingärtner 1996).

<sup>26</sup> Die aktuelle Zahl von 799 Millionen unterernährten Menschen in Entwicklungsländern impliziert, dass sich die Anzahl von Unterernährten lediglich um 20 Millionen seit 1990 - 92 verringert hat, dem Zeitraum, den die FAO als Vergleichszeitraum heranzieht (FAO 2002).

**Abbildung 2: Durchschnittlicher Hungerdruck pro Region in Prozent**



Quelle: FAO (2000)

Anmerkung: Die Hungertiefe oder das sogenannte Nahrungsdefizit wird gemessen, indem der durchschnittliche Betrag der Energieaufnahme von unterernährten Menschen mit dem minimalen Betrag verglichen wird, den sie benötigen, um ohne Gewichtsverlust leichte körperliche Arbeiten durchführen zu können. Etwa 800 Millionen chronisch unterernährte Menschen müßten ihren Zugang um 100 bis 400 kcal pro Tag erhöhen, um dieses Niveau zu erreichen.

Von den weltweit 1,2 Milliarden Menschen in extremer Einkommensarmut (weniger als 1 US-Dollar pro Tag), leben 75 % in ländlichen Regionen (*Okidegbe 2001*). In den ländlichen Regionen von Entwicklungsländern, aber auch vielen Transformationsländern, hat die Subsistenzproduktion noch einen hohen Stellenwert, d. h. ein Großteil der konsumierten Nahrung wird selbst produziert.<sup>27</sup> In Asien und Afrika südlich der Sahara leben 93 % der extrem Armen und mehr als die Hälfte von ihnen hängt von der Landwirtschaft als Haupteinkommensquelle ab. Nahrungsmittel machen 70 % ihres Konsumwertes aus, und 50 % davon beziehen sich auf Grundnahrungsmittel (*IFAD 2001; Lipton 2002*).

Der Erfolg hinsichtlich Armutsreduzierung und insbesondere der Erhöhung der Nahrungssicherheit hängt deshalb stark davon ab, inwieweit die Produktion von Grundnahrungsmitteln erhöht und der Zugang zu diesen Nahrungsmitteln ohne Unterschied des Geschlechts hergestellt werden kann.

<sup>27</sup> Donner-Reichle (1988) zeigt, dass die geschlechterspezifischen Rollen- und Aufgabenteilungen in afrikanischen Gesellschaften zu einer Dominanz der Subsistenzproduktion führen. Bäuerinnen haben meist keine andere Option als die Subsistenzproduktion, um den Zugang ihrer Familie zu Nahrung zu sichern.

## 2 Einer der Schlüssel zur Nahrungssicherheit – Die Frauen

Frauen in Entwicklungsländern spielen eine wichtige Rolle, wenn es darum geht, drei Säulen der Nahrungssicherheit<sup>28</sup> aufrecht zu erhalten: (1) Festigung und Ausdehnung einer nachhaltigen Nahrungsmittelproduktion, (2) Erhöhung des Einkommens für Frauen<sup>29</sup>, d. h. Schaffung eines verbesserten wirtschaftlichen Zugangs zum verfügbaren Nahrungsangebot und (3) Verbesserung der Ernährungssicherheit. Sie spielen diese Rolle allerdings vor dem Hintergrund enormer sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Beschränkungen (*Quisumbing et al. 1995*). Obwohl die Rolle der Frau in der Nahrungs- und Ernährungssicherung, nicht nur in Entwicklungsländern, immer wieder betont wird, gibt es doch nur wenige ausführliche Dokumente, die sich ausschließlich mit dem Beitrag und den Beschränkungen von Frauen beschäftigen. *Quisumbing et al. (1995)* sowie *Peña, Webb und Haddad (1996)* gehören dazu. *Olterdorf und Weingärtner (1996)* sowie *von Braun et al. (1998)* diskutieren die aktuelle Situation und Politiken zur Verbesserung der Ernährung in Entwicklungsländern, die Rolle der Frau spielt dabei eine tragende Rolle.

### 2.1 Nachhaltige Nahrungsmittelproduktion

Die nachhaltige Nahrungsproduktion, vor allem bei den Grundnahrungsmitteln, ist die erste Säule der Nahrungssicherheit.<sup>30</sup> In Afrika südlich der Sahara produzieren Frauen zwischen 70 und 80 % der Nahrung<sup>31</sup>, in Asien 65 % und in Lateinamerika und der Karibik 45 % (*FAO 1985*). Die Leistung der Landfrauen wird um so beeindruckender, wenn man bedenkt, dass sie dies trotz ungleichem Zugang zu Produktionsfaktoren, wie z. B. Land, und zu Produktionsmitteln, wie z. B. Saatgut und Dünger, erreichen. Informations- und Bildungsdefizite beeinträchtigen das Produktivitätspotential der Landfrauen ebenfalls negativ.<sup>32</sup> In einer Weltbankstudie wurde festgestellt, dass eine Erhöhung des Grundschulbesuchs von Frauen die landwirtschaftliche Wertschöpfung bis zu 24 % steigern kann (*FAO 2002*). Empirische Ergebnisse von *Saito, Mekonnen und Spurling (1992)* belegen, dass Bäuerinnen in Kenia ihre landwirtschaftliche Wertschöpfung um 20 % pro Hektar

---

<sup>28</sup> Im englischen Sprachgebrauch wird zwischen Nahrungssicherheit und Ernährungsunsicherheit (*Food Security* und *Nutritional Security*) unterschieden. Der erste Begriff bezieht sich auf den zu jeder Zeit für alle ausreichenden Zugang zu Nahrung, der zweite Begriff geht über die reine Mengendefinition hinaus und schließt die Qualität und damit die Inhaltsstoffe der Nahrung ein, die zu einem gesunden Leben notwendig sind. Häufig wird jedoch im englischen Sprachgebrauch der Begriff Nahrungssicherheit mit Ernährungssicherheit gleichgesetzt.

<sup>29</sup> Einkommenserhöhung für Frauen ohne Zustimmung der männlichen Haushaltsvorstände (sofern es solche gibt) ist nach wie vor problematisch.

<sup>30</sup> Frauen üben großen Einfluss auf die natürlichen Ressourcen aus, da sie in der Regel für die Versorgung mit Trinkwasser und Brennmaterial, oftmals Feuerholz, zuständig sind. Des Weiteren produzieren sie einen Großteil der Nahrung. Frauen verfügen deshalb oftmals über großes Wissen, was das Management der natürlichen Ressourcen angeht.

<sup>31</sup> In Afrika südlich der Sahara liegt zu 90 % die Arbeit im Bereich Nahrungsverarbeitung, Wasser- und Feuerholzbeschaffung auf den Schultern der Frauen, bei der Hackarbeit und Unkrautbekämpfung ebenfalls 90 %, bei Nahrungsmittellagerung und -transport sind es 80 %, und bei der Ernte und Vermarktung sind es 60 % (*FAO 1985, Weltbank 1989*).

<sup>32</sup> Verheiratete Frauen in Botswana, Chile, Lesotho, Namibia und Swaziland haben beispielsweise kein Recht, Eigentum selbständig zu verwalten (*UNDP 1995*).

steigern konnten, nachdem sie den gleichen Zugang zu Betriebsmitteln, Kredit, Beratung und Märkten erhalten hatten.<sup>33</sup> Wenn dieses Produktivitätspotential von Frauen in der Landwirtschaft realisiert werden könnte, würde damit die Nahrungsverfügbarkeit, sei es durch Subsistenz- oder Marktproduktion, enorm verbessert. Tabelle 1 zeigt, dass Haushalte mit weiblichen Vorständen im Durchschnitt nicht nur weniger landwirtschaftliche Nutzfläche bewirtschaften als Männer, sondern dass sie in der Regel auch seltener in den Genuss von Beratung kommen als Haushalte mit männlichen Vorständen.

**Tabelle 1: Umfang der Landbewirtschaftung und der landwirtschaftlichen Beratung, differenziert nach Geschlecht des Haushaltsvorstands**

Land & Jahr	Kultivierte Fläche (ha)		Haushaltsgröße (Anzahl)		Fläche pro Person in Haushalt (ha)		% Familien mit Beraterbesuch	
	Männlich	Weiblich	Männlich	Weiblich	Männlich	Weiblich	Männlich	Weiblich
	Kenia (1989)	2.6	1.7	8.6	8.0	0.30	0.21	12
Nigeria (1989)	2.6	0.8	7.6	4.9	0.34	0.16	37	22
Tansania (1984)	...	...	...	...	...	...	40	28
Sambia (1986)	...	...	...	...	...	...	60	19
El Salvador (1988)	2.7	1.2	3.5	1.7	0.77	0.71	...	...

Quelle: Quisumbing *et al.* (1995)

Beratung und technische Innovationen für Frauen sind gut angelegt, insbesondere wenn man bedenkt, dass der Einkommenseffekt von Frauen im Hinblick auf die Nahrungssicherheit der Familie generell höher ist als bei Männern (siehe Abschnitt 2.2 und Tabelle 2). Der Wohlfahrtseffekt wird verstärkt, wenn Beratung und Innovationen keine Zusatzaktivitäten für die Frauen bedeuten, sondern die Arbeitsproduktivität bei gegebenen Tätigkeiten verbessern, so dass die Frauen die Zeitersparnis entweder zugunsten der einkommenschaffenden Maßnahmen oder der reproduktiven Tätigkeiten verwenden können. Eine solche technologische Innovation stellt die Produktions- und Produktivitätssteigerung der Herstellung von Palmöl in Kamerun dar, die traditionell in den Händen der Frauen liegt. Im Vergleich zur traditionellen Methode der Palmölextraktion führte die partizipativ entwickelte Technologie zu einem um zwei Prozentpunkte höheren Ausstoß von Palmöl (19,1 % gegenüber 21,1 %) und einer Zeitersparnis von mehr als zehn Stunden pro Person (traditionelle Methode 13,75 Stunden pro Person, neue Methode mit Mini-Mühle 2,25 Stunden pro Person) pro Produktionsprozess (Baumgartner 2000).

<sup>33</sup> Ohne gleichen Zugang zu Betriebsmitteln etc. hatten die Bäuerinnen eine landwirtschaftliche Wertschöpfung pro Hektar, die 8 % unter der Wertschöpfung der Männer lag (Saito, Mekonnen und Spurling 1992).

Mangelnde Produktivität im weiteren Sinne ist aber nicht nur Folge von mangelndem Zugang zu Produktionsfaktoren, -mitteln, Ausbildung und Beratung, sondern auch Folge einer mangelhaften Ernährungslage. Eine verbesserte Ernährungslage führt zu einer höheren körperlichen und mentalen Leistungsfähigkeit und damit zu einer höheren Arbeitsproduktivität (*von Braun et al. 1998*). Empirische Studien ergaben, dass zwischen Ernährungszustand und Arbeitsproduktivität, gemessen anhand von Löhnen oder Ertrag aus dem eigenen landwirtschaftlichen Betrieb oder beidem, ein positiver Zusammenhang besteht (*Strauss 1986, Haddad und Bouis 1991, Dasgupta 1997*).

## 2.2 Sicherung eines kulturell akzeptablen Nahrungszugangs

Frauen spielen nicht nur bei der Nahrungsproduktion, besonders von Grundnahrungsmitteln, eine wichtige Rolle. Sie nehmen auch andere Aufgaben wahr, z. B. in der Verarbeitung und Vermarktung der erzeugten landwirtschaftlichen Produkte. Als wesentlicher Aufgabenbereich ist aber der sogenannte reproduktive Bereich (in-Haus-Produktion)<sup>34</sup> zu nennen. Im Bereich ihrer reproduktiven Tätigkeiten üben Frauen einen starken Einfluss auf die Nahrungssicherheit der einzelnen Familienmitglieder aus, indem sie über die Verteilung der verfügbaren Nahrung wachen. Zum einen fungieren Frauen als sogenannte Schrankenwärter (*Gate Keeper*), d. h. sie kontrollieren die Verteilung vorhandener Nahrungsmittel innerhalb der Familie. Zum andern agieren Frauen oft als Stoßdämpfer (*Shock Absorber*), d. h. sie versuchen den negativen Effekt auf die Ernährung ihrer Familie in Notzeiten abzupuffern, indem sie ihren eigenen Nahrungskonsum reduzieren, um den meist männlichen Erwerbstätigen der Familie einen ausreichenden Nahrungszugang zu sichern.

Vielfach erzeugt die gesellschaftlich sanktionierte Rollenteilung bei den Frauen die Verpflichtung, für die Ernährung der Familie zu sorgen. Außerdem spielt der Umfang und die Frequenz des Einkommenszuflusses von Frauen eine Rolle bei der Einkommensverwendung. Da Frauen in Entwicklungsländern häufig kleinere Einnahmen in höherer Frequenz als Männer haben, kann dieses leichter für die täglichen Subsistenzausgaben verwendet werden als die saisonabhängigen umfangreicheren Einnahmen der Männer. Frauen haben deshalb generell eine höhere Präferenz für den Erwerb von Nahrungsmitteln im Rahmen des verfügbaren Einkommens als Männer, die sich – mit Ausnahme von extremer Armut oder Notsituationen – unter weitaus geringerem Druck als Frauen befinden (*u. a. Geier 1992, Kennedy und Peters 1992, Quisumbing et al. 1995*).

---

<sup>34</sup> Zu den reproduktiven Tätigkeiten gehören beispielsweise die Kinderbetreuung, die Nahrungsverarbeitung und -zubereitung, sowie die Wasser- und Energieversorgung. Anders als in Industrieländern beinhaltet die Zuständigkeit der Frau für Haushalt und Kinderversorgung aber auch oft die materielle und ökonomische Zuständigkeit. D. h. ein bestimmter Anteil der Nahrungsmittel für den Haushalt, häufig auch Kleidung, Arzneien und Schulmaterial für Kinder, müssen von Frauen in Form von Naturalien erbracht oder erkaufte werden.

Tabelle 2 zeigt, wie sich Einkommen, über das Frauen verfügen, auf verschiedene Armutsindikatoren auswirkt, die eine Aussage über den Stand der Nahrungssicherheit erlauben. Der Grundtenor ist, dass das Einkommen von Frauen im Haushalt in der Regel einen positiveren Effekt auf die Nahrungssicherheit der Familie hat als das männlich kontrollierte Einkommen (*Quisumbing et al. 1995*). Empirische Ergebnisse aus dem Südwesten von Kenia zeigen beispielsweise, dass bei einem gegebenen Einkommensniveau der weiblich kontrollierte Anteil des Einkommens einen positiven und signifikanten Effekt auf das verfügbare Kalorienniveau des Haushalts hat (*Kennedy 1991*). *Thomas (1990)* konnte für Brasilien zeigen, dass die Überlebenswahrscheinlichkeit von Kindern um das 20-fache größer ist, wenn Frauen bestimmte Einkommen kontrollieren. In den Philippinen wurden von Frauen 59 Cents eines verdienten Dollars für Nahrungsmittel ausgegeben, gegenüber nur 47 Cents von Männern. In Ghana hatten die Einkünfte von Frauen aus dem Handel größere Auswirkungen auf den Ernährungsstatus der Kinder als diejenigen von Männern, selbst wenn diese ein höheres Einkommen damit erzielten (*Marek 1992*). Die Beispiele lassen sich fortsetzen.

***Tabelle 2: Einkommenseffekte von Männern und Frauen***

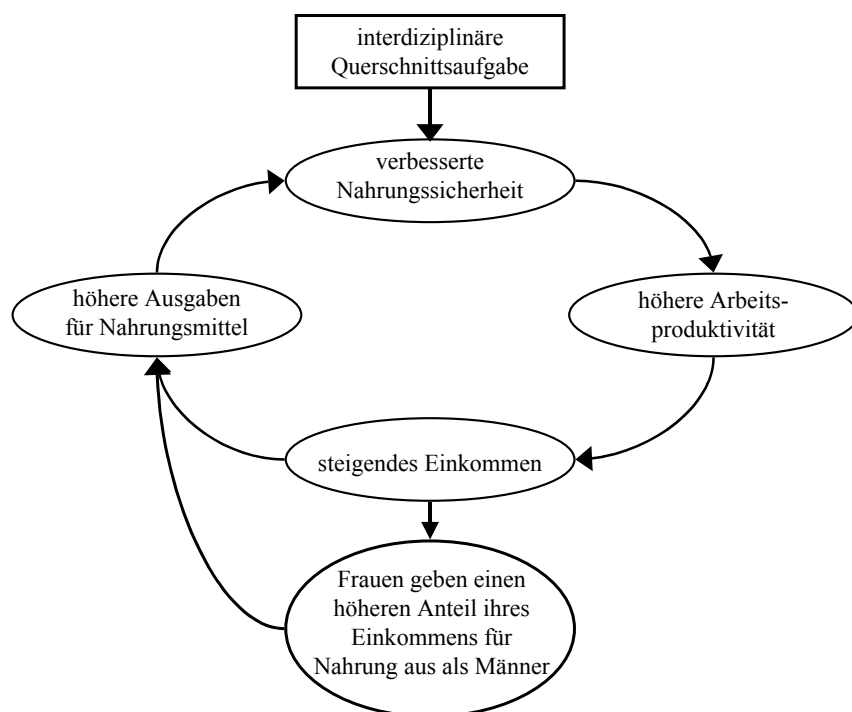
	Effekt auf	Effekt des Einkommens von		Verhältnis des Einkommeneffekts von Frauen zu Männern
		Frauen	Männern	
Kenia	Kalorienniveau des Haushalts	positiv	negativ	...
Taiwan	Budgetanteil für Alkohol	negativ	negativ	1,3
Guatemala	Lebensmittelausgaben	positiv	positiv	2,0
Brasilien	Siechtum (Gewicht zu Größe)	positiv	positiv	4,2
Brasilien	Überleben von Kindern	positiv	positiv	18,2

Quelle: *Quisumbing et al. (1995)*

Eine unzureichende Ernährungslage führt zu mangelnder Arbeitsproduktivität. Im Umkehrschluss führt eine verbesserte Ernährungslage zu einer höheren körperlichen und mentalen Leistungsfähigkeit und damit zu einer höheren Arbeitsproduktivität (*von Braun et al. 1998*). Dies wiederum führt zu höheren Einkommen, sei es aus der Subsistenzproduktion oder anderen Wirtschaftssektoren. Bei steigenden Einkommen werden insbesondere von niedrigen Einkommensgruppen proportional mehr Ausgaben für Nahrungsmittel getätigt als bei höheren Einkommensgruppen. Wie bereits angedeutet, geben Frauen im Vergleich zu Männern außerdem einen verhältnismäßig größeren Anteil ihres Einkommens für Nahrungsmittel oder Gesundheit aus (*u. a. Geier 1992, Kennedy und Peters 1992, Quisumbing et al. 1995*). Diese Zusammenhänge sind vereinfacht in Abbildung 3 dargestellt. Eine Erhöhung des Einkommens verbessert zwar den

Zugang zu Nahrungsmitteln, allerdings trägt die Erhöhung des Einkommens nicht immer zu einer proportionalen Verbesserung des Ernährungszustandes aller Haushaltsmitglieder bei, da es in der Regel zu einer Veränderung des Konsummusters des Haushalts kommt (*Kennedy, Peters und Haddad 1994*). Untersuchungen weisen darauf hin, dass die Elastizitäten der Kalorienaufnahme im allgemeinen niedriger sind als die Elastizitäten der Nahrungsmittelausgaben. Bei der Interpretation der Einkommenselastizitäten der Kalorienaufnahme ist jedoch zu berücksichtigen, dass stark unterernährte Personen vermutlich stärker auf Einkommenserhöhungen reagieren. Dies hieße, dass relativ kleine Änderungen des Einkommens bei dieser Gruppe zu einem schnellen Überwinden der kritischen Nahrungsmittelschwelle führen könnten (*von Braun et al. 1998*).

**Abbildung 3: Vereinfachter Engelskreis der verbesserten Nahrungssicherheit**



### 2.3 Verbesserung der Ernährungssicherheit

Im Gegensatz zur Nahrungssicherung, in der es hauptsächlich darum geht, ausreichend Nahrungsenergie zur Verfügung zu stellen, ist bei der Ernährungssicherung auch die Qualität und sind damit die Inhaltsstoffe der Nahrung (z. B. Protein, Mikronährstoffe und Mineralien) im Blickfeld, die zu einem gesunden Leben notwendig sind. Ernährungsunsicherheit kann viele Ursachen haben (siehe Abbildung 4). Da Frauen weitgehend für die reproduktiven Tätigkeiten verantwortlich sind, vor allem im Bereich der Kinderbetreuung, Nahrungsverarbeitung und -zubereitung sowie bei der Wasserversorgung, spielen sie eine entscheidende Rolle in der Ernährungssicherung.



#### **Abbildung 4: Ursachen der Ernährungsunsicherheit**

- Nahrungs- bzw. Nährstoffbedarf oder die speziellen Bedürfnisse, z. B. von Kleinkindern, werden nicht berücksichtigt
- Ernährungsgewohnheiten entsprechen nicht dem Bedarf, z. B. werden in einer Reihe von Ländern Asiens und Afrikas besonders schwangere Frauen davon abgehalten, Eier und Obst zu essen
- Appetitlosigkeit aufgrund von Krankheiten und schlechte Verwertung der aufgenommenen Nahrung
- Gesundheitsdienste versagen bei der Behandlung von Krankheiten
- Brennmaterial und/oder Wasser stehen nicht in ausreichender Menge und Qualität zur Verfügung
- Personen, die für Ernährung zuständig sind (zumeist Frauen), haben nicht das Wissen oder die Kraft, verfügbare Nahrungsmittel angemessen zuzubereiten

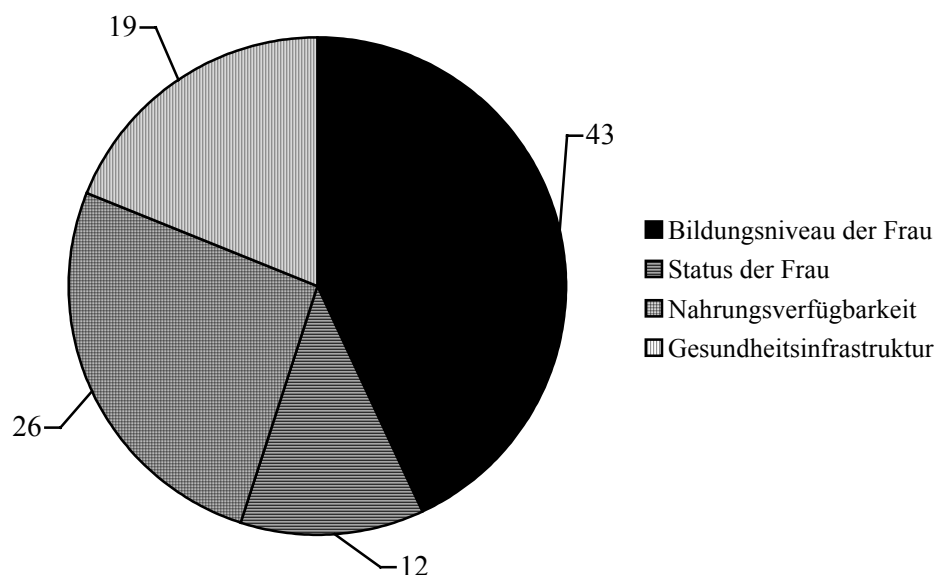
Quelle: Oltersdorf und Weingärtner (1996)

Gute Ernährung hängt wesentlich von der Fürsorge für Kinder und andere Familienmitglieder ab. Die Fürsorge bezieht sich dabei auf die Zeit und Sorgfalt, mit der die physische und kognitive Entwicklung sowie die sozialen Bedürfnisse von Kindern und anderen Familienmitgliedern befriedigt werden.<sup>35</sup> Familiäre Fürsorge beeinflusst die Ernährungssicherheit auf zwei Arten (*Quisumbing et al. 1995, Oltersdorf und Weingärtner 1996*): (1) durch Ernährungspraktiken wie z. B. Stillen und die Zubereitung von nahrhaftem Essen und (2) durch Gesundheits- und Hygienepraktiken wie z. B. das Waschen der Hände vor der Nahrungszubereitung. Diese Betreuungsaufgaben im Rahmen der Ernährungssicherung sind zeitintensiv und müssen von den Frauen mit dem Zeitbedarf für die Subsistenzproduktion und anderen einkommenschaffenden Tätigkeiten abgewogen werden. Fürsorge ist demnach ein wichtiges, aber oft vernachlässigtes Element in der Sicherung einer guten Ernährung und Gesundheit. Die Art der Fürsorge und deren Wirkung wird durch Bildung und den Status der Person, die für die familiäre Fürsorge verantwortlich ist, beeinflusst (*King und Mason 2001*). Das zunehmende Bildungsniveau und der sich verbessernde Status der Frauen ist zu über 50 % für die Erfolge in der Reduzierung der Kindermangelernährung von 1970 bis 1995 (von 204 Millionen auf 167 Millionen) verantwortlich (siehe Abbildung 5).

---

<sup>35</sup> In Guatemala wurde ein Gruppe von Schulkindern, die im Rahmen einer Studie Speisungen erhalten hatten, nach 14 Jahren wieder aufgesucht. Dabei stellte sich heraus, dass die Kinder, die Speisungen erhalten hatten, ihren Vorsprung an Körpergröße aufrecht erhalten konnten und bei Leistungsprüfungen besser abschnitten, obwohl es keine weiteren Eingriffe in die Ernährung gegeben hatte (*Martorell et al. 1991 und 1992*).

**Abbildung 5: Hauptfaktoren der Reduzierung der Mangelernährung bei Kindern, in Prozent, 1970 - 95**



Quelle: Smith und Heddad (2000)

Anmerkung: Mangelernährung bezieht sich hier auf Untergewicht.

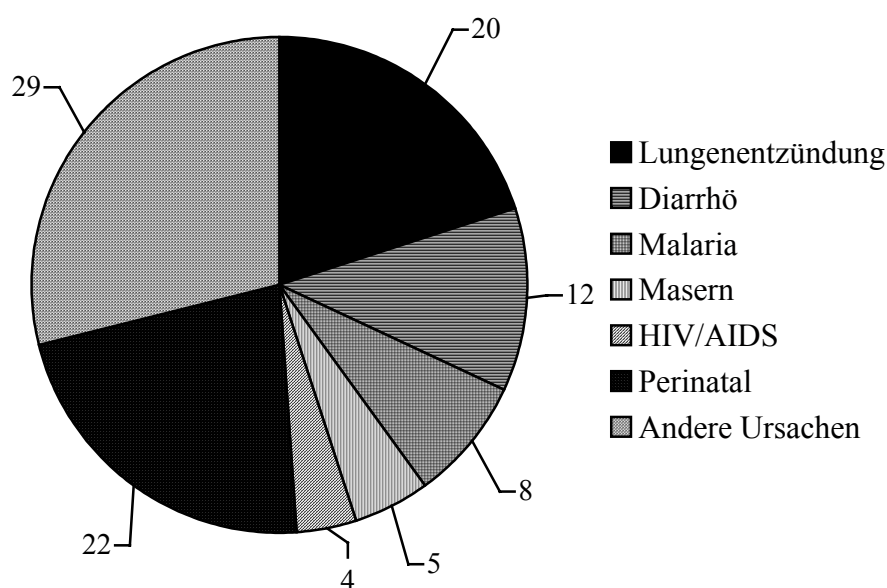
Gesundheit und Ernährung hängen eng zusammen. Der Kreislauf von Unterernährung und Krankheiten stellt eines der bedeutendsten Gesundheitsprobleme in der Welt dar, besonders in Entwicklungsländern. Bei Vorschulkindern werden Nahrungs- und Ernährungsdefizite meist mit den folgenden drei Indikatoren evaluiert: (1) Siechtum gibt Auskunft über das Verhältnis des Gewichts zur Größe (*Wasting*), (2) Verkümmern betrachtet das Verhältnis der Größe zum Alter (*Stunting*) und (3) Untergewicht, d. h. das Verhältnis von Gewicht zum Alter (*Underweight*). Die vier größten Gefahren für das Leben von Vorschulkindern sind die Diarrhö, Erkrankungen der Atemwege, Malaria und Masern. Diese vier Erkrankungen sind fast für die Hälfte aller Todesfälle von Vorschulkindern (11 Millionen in Entwicklungsländern) pro Jahr verantwortlich (siehe Abbildung 6). Unter- bzw. mangelernährte Kinder sind besonders gefährdet.<sup>36</sup> Im Falle der Diarrhö ist die Mortalität von untergewichtigen Kindern<sup>37</sup> um das 9-fache höher als für Normalgewichtige. Entlang dieser Argumentationslinie sehen sich untergewichtige Vorschulkindern einem 2- bis 3-fach höheren Risiko ausgesetzt, an Malaria oder Erkrankungen der Atemwege zu sterben als gut ernährte Kinder. Das Fehlen von essentiellen Mineralien und Vitaminen

<sup>36</sup> Manchmal wird zwischen Unterernährung, d. h. einer zu geringen Nährstoffmenge, und Mangelernährung, d. h. einer nicht ausgewogenen Zusammensetzung, unterschieden. Mangelerscheinungen, die klinisch feststellbar sind und als Unterernährung gemessen werden, sind das Ergebnis einer unzureichenden Versorgung mit Nahrung bzw. Nährstoffen, teilweise verstärkt durch Krankheiten, vor allem Infektionen (Oltersdorf und Weingärtner 1996).

<sup>37</sup> Untergewicht ist der gebräuchlichste Indikator für chronische Unterernährung von Vorschulkindern (0 bis 59 Monate).

in der Nahrung erhöht die Sterbewahrscheinlichkeit ebenfalls. Eisendefizit erhöht das Sterberisiko bei Malaria, Vitamin-A-Defizit beeinträchtigt das Immunsystem und erhöht die jährliche Sterberate bei Masern und anderen Krankheiten um geschätzte 1,3 bis 2,5 Millionen Vorschulkindern (FAO 2002). Als besonders problematisch muss die zunehmende Zahl von HIV/AIDS-Erkrankungen weltweit angesehen werden. Da an dieser Krankheit vor allem ökonomisch aktive Menschen erkranken, sind sowohl die Nahrungssicherheit als auch die Ernährungssicherheit der Familien extrem gefährdet (Oltersdorf und Weingärtner 1996).

**Abbildung 6: Hauptursachen für den Tod von Vorschulkindern, weltweit in Prozent, 2000**



Quelle: FAO (2002)

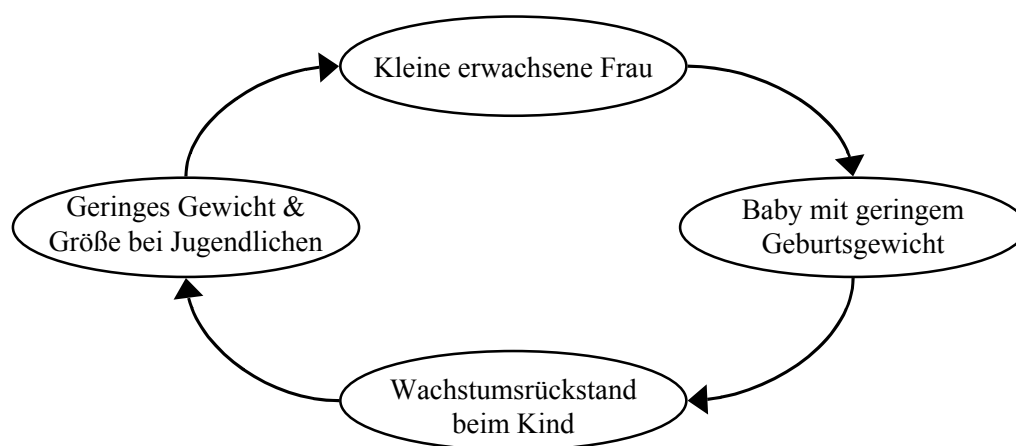
Anmerkung: 60 % der Todesfälle sind mit Unterernährung assoziiert.

Frauen sind sehr stark in ihren Rollen als Mütter und Produzentinnen engagiert. Diese Rollen konkurrieren teilweise miteinander um die Zeit und das Einkommen der Frauen und können sie überfordern.<sup>38</sup> Dadurch ist nicht nur die Ernährungssicherheit ihrer Familienmitglieder, sondern auch die der Frauen selbst gefährdet, dies führt wiederum zu ernährungsbedingten Defiziten und Krankheiten bei deren Kindern aufgrund der eigenen Ernährungsdefizite vor und während der Schwangerschaft (siehe Abbildung 7). Etwa 6 % der Frauen in Entwicklungsländern im Alter von

<sup>38</sup> Vor allem in Entwicklungsländern sind Frauen gegenüber ihren Männern mit einer bis zu 35 % höheren Arbeitszeit belastet. In Afrika und Asien arbeiten Frauen im Vergleich zu Männern durchschnittlich 13 Stunden mehr pro Woche, in Lateinamerika sechs Stunden und in West- und Osteuropa fünf bis sieben Stunden. Wie oben erwähnt, wird bei steigendem Einkommen mehr für Nahrung ausgegeben. Dabei profitieren erwachsene Haushaltsmitglieder stärker von der zusätzlichen Kalorienzufuhr als Kinder. Gleichzeitig kommt es häufig zu einer ungleichen Verteilung der Nahrung zwischen Mädchen und Jungen, wobei die männlichen Kinder stärker profitieren (von Braun 1989).

15 bis 44 Jahren leiden unter Unterernährung. Es wird geschätzt, dass 450 Millionen erwachsene Frauen einen Wachstumsrückstand (Ergebnis von Protein-Energie-Unterernährung in der Kindheit) aufweisen. Dies bedeutet für die Frauen ein erhöhtes Risiko von Schwangerschaftskomplikationen. In Südasien sind die Ernährungsprobleme der Frauen am schlimmsten. Dort sind 60 % der Frauen im reproduktiven Alter untergewichtig, mehr als 60 % anämisch (meist aufgrund von Eisenmangel), und 15 % weisen Wachstumsstörungen auf. Wie Abbildung 7 zeigt, ist es ein großes Problem, dass Frauen einen bestehenden Wachstumsrückstand über Generationen weitergeben (Flores 2001, Oltersdorf und Weingärtner 1996, Tinker et al. 1994). Inwieweit die im Vergleich zu Männern schlechtere Ernährungssituation von Frauen ein Resultat von gesellschaftlicher Diskriminierung ist bzw. aufgrund der Sozialisation auf eigenem Antrieb beruht, d. h. aus ihrer Rolle als Stoßdämpfer in der Ernährung ihrer Familie, soll hier nicht diskutiert werden. Allerdings verspricht die Stärkung der Frauen im Rahmen ihrer gesellschaftlichen Gleichstellung<sup>39</sup> durch Ausbildung, Zugang zu arbeitserleichternden Technologien und Beteiligung am intra-familiären Entscheidungsprozess, dass die Ernährung und Gesundheit der Familienmitglieder, besonders der Kinder, verbessert wird und somit zukünftige Generationen mehr Lebenschancen haben (Messer 2001, Oltersdorf und Weingärtner 1996).

**Abbildung 7: Teufelskreis der Unternährung von Frauen und Wachstumsverzögerung bei Kindern**



Quelle: Tinker et al. (1994)

<sup>39</sup> King und Mason (2001: 2) definieren Geschlechtergleichstellung als eine Situation, in der beide Geschlechter die gleichen Rechte vor dem Gesetz haben, die gleichen wirtschaftlichen Möglichkeiten (gleiche Vergütung für gleiche Arbeit) und die gleichen Fähigkeiten, den Entwicklungsprozess zu beeinflussen und dazu beizutragen.

### 3 Schlussfolgerung und Empfehlungen

Maßnahmen zur Verbesserung der Ernährungssituation in Entwicklungsländern müssen darauf abzielen, die Nahrungs- und Ernährungssicherheit für Haushalte und deren Mitglieder zu verbessern und nachhaltig zu sichern. Die Bedeutung der Frauen als landwirtschaftliche Produzentinnen, als Marktfrauen und auf ihre Fürsorgerolle für die Familie ist dabei allgemein akzeptiert. Einkommen zu steigern, greift dabei zu kurz. Vielmehr muss die Situation der Frau in vielen Bereichen verbessert bzw. müssen Beschränkungen abgebaut werden. Die Förderung von Frauen in Entwicklungsländern und die Verbesserung ihrer Ernährungssituation und der ihrer Familien muss in Anbetracht ihrer vielfältigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rollen sowie der differenzierten Beschränkungen von vielen Seiten angegangen werden.

Zur Erhöhung der Produktionskapazität von Frauen, sei es in der Landwirtschaft oder außerhalb, muss insbesondere ihr Zugang zu Produktionsfaktoren, speziell Boden, aber auch zu produktivitätssteigernden und arbeitssparenden Produktionsmitteln und Technologien sowie zu Bildung und Information verbessert werden (*Peña, Webb und Haddad 1996*). Landfrauen in Entwicklungsländern verfügen normalerweise über landwirtschaftliche Nutzflächen von geringerer Größe und Fruchtbarkeit. Weltweit verfügen Frauen über weniger als 15 % der formalen Landtitel und 10 % der so gesicherten Feldfläche. Meist haben Frauen auch schwächere Nutzungsrechte, wenn es um Gemeinschaftsressourcen (*Almende*) wie z. B. Gemeindeland, -wald und Bewässerungsrechte geht. Weiterhin verhindert der mangelhafte Zugang zu Produktionsmitteln und Technologien, dass Frauen ihre Flächen- und Arbeitsproduktivität wesentlich steigern können. Teilweise ist der Zugang mangelhaft, da Frauen die nötigen Mittel fehlen, Produktionsmittel und Technologien zuzukaufen, teilweise hinkt die Forschung und damit der Ausstoß von frauenfreundlichen Technologien hinter dem Bedarf her. Kredite, besonders Kleinkredite könnten Frauen in die Lage versetzen, notwendige Produktionsmittel zu erwerben. Derzeit gehen jedoch gerade mal 10 % aller Kredite im formellen Finanzsektor an Frauen. Die Hauptgründe hierfür sind einerseits der Mangel an physischen Sicherheiten, wie z. B. Land, und der im Durchschnitt geringere Bildungsgrad und die fehlende Beratung von Frauen. Letzteres wirkt ebenfalls als Beschränkung, wenn es darum geht, einen Kredit erfolgreich zu beantragen. Zwei Drittel der Analphabeten weltweit sind Mädchen und Frauen (etwa 565 Millionen), und lediglich 5 % der Beratungsaktivitäten kommen gezielt Frauen zugute. Das Beratungsangebot in der Landwirtschaft zielt nach wie vor stark auf Marktfrüchte ab, so dass häufig Männer den direkten Kontakt zum Berater haben. Außerdem wird die Beratung im wesentlichen von Männern und oft in der nationalen Verkehrssprache ausgeübt (auch schriftliches Material ist normalerweise nur in der Verkehrssprache verfügbar), so dass Frauen ein doppeltes Handicap haben. Zum einen ist es in vielen Kulturen gesellschaftlich nicht toleriert, dass Frauen mit Männern, die nicht der Familie angehören, in direkten Kontakt

treten. Zum andern sind Frauen häufig Analphabeten, auf dem Land mehr als in der Stadt. Deshalb sprechen sie oft weder die nationale Verkehrssprache, noch sind sie in der Lage, Beratungsmaterial zu lesen.

Empirische Untersuchungen haben erwiesen, dass Frauen in der Tendenz einen höheren Anteil ihres verfügbaren Einkommens in die Wohlfahrt ihrer Familie, und hier besonders in die Ernährungssicherung investieren als Männer (*siehe u. a. Haddad und Hoddinott 1994 für die Elfenbeinküste; Marek 1992 für Ghana; Thomas 1990 für Brasilien*). Aus dieser Beobachtung ergibt sich als logische Konsequenz die Empfehlung, Frauen insofern zu fördern, als sie höhere Einkommen erwirtschaften und über diese Einkommen auch frei entscheiden können. Die vielfältigen Aufgaben der Frau führen jedoch zu einer enormen zeitlichen Belastung; im Durchschnitt ist die Arbeitszeit von Frauen in Entwicklungsländern um 35 % höher als von Männern. Wohl intendierte einkommenschaffende Maßnahmen für Frauen, sei es in der Landwirtschaft oder in einem anderen Wirtschaftsbereich, gehen dann zu Lasten der Familie und insbesondere der Kinder, wenn diese Maßnahmen zu einer zusätzlichen zeitlichen Belastung der Frauen führen, so dass die Frau ihre familiären Fürsorgepflichten vernachlässigen muss. Deshalb sollten einkommenschaffende Maßnahmen für Frauen immer auch auf die Arbeitsproduktivität abzielen. Die verbesserte Palmölextraktionstechnologie aus Kamerun, die bei geringerem Arbeitsaufwand einen etwas höheren Ertrag liefert, ist hier als Beispiel zu nennen (*Baumgartner 2000*). Wie angedeutet, reicht es nicht aus, Frauen zu einem höheren Einkommen oder zu einem Kleinkredit zu verhelfen, wenn ihre Mitsprache- und Entscheidungsmöglichkeiten hinsichtlich Einkommens- und Kreditverwendung nicht gleichzeitig gestärkt werden. Die Stärkung der Mitsprache und der Gleichstellung sollte immer mit einem verbesserten Beratungs- und Ausbildungsangebot einhergehen bzw. darauf basieren, um es damit den Frauen zu erleichtern, fundierte Entscheidungen zu treffen. Ein stärkeres Mitspracherecht von Frauen würde auch dazu beitragen, dass Forschung und Technologieentwicklung die Interessen der Frauen besser berücksichtigen würden (*King und Mason 2001*). Wissenschaftler in Ruanda und Malawi haben von 1988 - 93 zusammen mit Frauen rote Bohnen und Kuhbohnen auf einen erhöhten Ertrag hin selektiert. Die Bäuerinnen haben die Sorten selbst klassifiziert und das Ertragspotential eingeschätzt. Parallel dazu haben die Wissenschaftler ihre Sortenklassifizierung und -auswahl getroffen. Bei diesem partizipativen Forschungsansatz haben die Sorten, die von den Frauen selektiert wurden, im Durchschnitt einen um 60 – 90 % höheren Ertrag gehabt als die der Wissenschaftler (*Messer 2001*).

Das Bildungsniveau der Frau wiederum zeitigt eine beeindruckende Wirkung, wenn es darum geht, die Mangelernährung von Kindern zu reduzieren. Bei der Untersuchung von 63 Entwicklungsländern im Zeitraum von 1970 - 95 konnte ein signifikanter kausaler Zusammenhang zwischen dem steigenden Ausbildungsniveau von Frauen und der um 15,5 % niedrigeren Mangel-

ernährung von Kleinkindern hergestellt werden. Die Erhöhung des Alphabetentums bei Frauen in 13 afrikanischen Ländern (1975 - 85) konnte in kausalen Zusammenhang zu einer Verringerung der Kindersterblichkeit um 10 % gebracht werden (*Fritschel und Mohan 2001*).

Zusammenfassend soll festgehalten werden, dass die Stärkung der Frau im Sinne einer gesellschaftlichen Geschlechtergleichstellung enorme Wohlfahrtseffekte auf der Ebene der Familie und darüber hinaus erzeugt. Investitionen, die darauf abzielen, Frauen sozial und wirtschaftlich zu fördern, sind in jedem Fall gut angelegt und tragen insbesondere in Entwicklungsländern zu einem höheren Wirtschaftswachstum und einer größeren Nahrungssicherheit bei (*Klasen 1999*).

## Literatur

- Baumgartner, D. (2000): Improvement of Tradition Methods of Palm Oil Processing in Cameroon. Diplomarbeit. Stuttgart. Universität Hohenheim, Institut für Agrartechnik in den Tropen und Subtropen, Fachgebiet Mechanisierung und Bewässerungstechnik.
- Blanckenburg, P. von; Cremer, H. D. (Hrsg.) (1983): Handbuch der Landwirtschaft und Ernährung in Entwicklungsländern. Band 2. Stuttgart. Ulmer Verlag.
- BMZ. (1989): Nahrungsmittelhilfe und Ernährungssicherungsprogramme als Instrument der Entwicklungszusammenarbeit, Grundsätze für die Planung und Durchführung von Vorhaben der Bundesrepublik Deutschland im Bereich Nahrungsmittelhilfe und Ernährungssicherung. Konzeptpapier. Bonn. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ).
- Dasgupta, P. (1997): Nutritional status, the capacity for work, and poverty traps. *Journal of Econometrics* 77: S. 5 - 37.
- Donner-Reichle, C. (1988): Ujamaadörfer in Tansania, Politik und Reaktionen von Bäuerinnen. Heft 58. Hamburg. Institut für Afrika Kunde.
- FAO. (1985): Women and developing agriculture. Women in Development Series No. 4. Rome. Food and Agriculture Organisation (FAO).
- FAO. (1996): World Food Summit 1996. Rome, Food and Agriculture Organisation (FAO).
- FAO. (2000): The state of food security in the world 2000. Estimates and projections of hunger. Rome, Food and Agriculture Organisation (FAO),  
<http://www.fao.org/FOCUS/E/SOFI00/sofi003-e.htm> (accessed February 2003).
- FAO. (2002): The state of food insecurity in the World 2002. Report of the World Food Summit 2002. Rome, Food and Agriculture Organisation (FAO),  
<http://www.fao.org/docrep/005/y7352e/y7352e00.htm> (accessed February 2003).
- Flores, R. (2001): Health and nutrition: Emerging and reemerging issues in developing countries. In *The unfinished agenda – Perspectives on overcoming hunger, poverty, and environ-*

- mental degradation. Pinstup-Anderson, P.; Pandya-Lorch, R. (eds.): S. 27 – 36. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- Fritschel, G.; Mohan, U. (2001): 'The fruits of girls' education. In *The unfinished agenda: Perspectives on overcoming hunger, poverty, and environmental degradation*. Pinstup-Anderson, P.; Pandya-Lorch, R. (eds.): S. 215 – 222. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- Geier, G. (1992): *Nahrungssicherungspolitik in Afrika zwischen Katastrophenhilfe und Struktur- anpassung. Überlegungen zur Konzeption und Wirksamkeit von Politiken, illustriert am Beispiel von Tansania*. Berlin. Deutsches Institut für Entwicklungspolitik (DIE).
- Haddad, L. J.; Bouis, H. E. (1991): 'The impact of nutritional status on agricultural productivity: Wage evidence from the Philippines. *Oxford Bulletin of Economics and Statistics* 53 (1): S. 45 – 68.
- Haddad, L. J.; Hoddinott, J. (1994): 'Women's income and boy-girl nutrition outcomes in the Côte d'Ivoire. *World Development* 22 (4): S. 543 – 553.
- IFAD. (2001): *Report on rural poverty. The challenge of ending poverty*. Rome, International Fund for Agricultural Development (IFAD), <http://www.ifad.org/poverty/index.htm>, accessed September 2002).
- Kennedy, E. (1991): 'Income sources of the rural poor in Southwestern Kenya. In *Income sources of malnourished people in rural areas: Microlevel information and policy implications*, Braun, J. von; Pandya-Lorch, R. (eds.). Working Paper on Commercialization of Agriculture and Nutrition No. 5. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- Kennedy, E.; Peters, P. E. (1992): *Household food security and child nutrition: The interaction of income and gender of household head*. Development Discussion Paper No. 417. Harvard. Harvard Institute for International Development.
- Kennedy, E.; Peters, P. E.; Haddad, L. (1994): 'effects of gender of head of household on women's and children's nutritional status. In *Nutrition in the nineties: Policy issues*. Biswas, M. R.; Gabr, M. (eds.): S. 109 – 124. Oxford. Oxford University Press.
- King, E. M.; Mason, A. D. (2001): *Engendering development – Through gender equality in rights and resources, and voice*. Washington, DC. World Bank, <http://www.worldbank.org/gender/prr> (accessed November 2002).
- Klasen, S. (1999): *Does gender inequality reduce growth and development? Evidence from cross-country regressions*. Policy Research Report on Gender and Development Working Paper Series No. 7. Washington, DC. World Bank, Development Research Group, Poverty Reduction and Economic Management Network.



- Lipton, M. (2002): Chapter 9 – What productive resources do the poor really need to escape poverty. In Sustainable food security for all by 2020, IFPRI (ed.): S. 66 – 72. Proceedings of an international conference, September 4 – 6, 2001 in Bonn, Germany. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- Marek, T. (1992): Ending malnutrition: Why increasing income is not enough. World Bank Technical Working Paper No. 5. Washington, DC. World Bank.
- Martorell, R.; Rivera, J.; Kaplowitz, H.; Pollitt, E. (1991): Long-term consequences of growth retardation during early childhood. 6<sup>th</sup> International Congress of Auxology, September 15 - 19, 2001, Madrid.
- Martorell, R.; Rivera, J.; Kaplowitz, H.; Pollitt, E. (1992): Long-term consequences of growth retardation during early childhood. In Human growth: basic and clinical aspects, Hernandez, M.; Argente, J. (eds.): S. 143 – 149. Amsterdam. Elsevier Publisher.
- Messer, E. (2001): Food from peace and roles of women. In Who will be fed in the 21<sup>st</sup> century? Challenges for science and policy. Wiebe, K.; Ballenger, N.; Pinstrip-Anderson P. (eds.): S. 61 – 70. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- Okidegbe, N. (2001): Rural poverty – Trends and measurement. Rural Development Strategy Background Paper No. 3. Washington, DC. World Bank, [http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/essdext.nsf/11DocByUnid/089860F3103FE84E85256B570052819E/\\$FILE/Rural\\_Pov\\_Okidegbe.pdf](http://lnweb18.worldbank.org/ESSD/essdext.nsf/11DocByUnid/089860F3103FE84E85256B570052819E/$FILE/Rural_Pov_Okidegbe.pdf) (accessed February 2003).
- Oltersdorf, U.; Weigärtner, L. (1996): Handbuch der Welternährung. Die zwei Gesichter der globalen Nahrungssituation. Deutsche Welthungerhilfe (Hrsg.). Bonn. Dietz Verlag.
- Peña, Ch.; Webb, P.; Haddad, L. (1996): Women's economic advancement through agricultural change: A review of donor experience. Food Consumption and Nutrition Division (FCND) Discussion Paper No. 10. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- Quisumbing, A. R.; Brown, L. R.; Sims Feldstein, H.; Haddad, L.; Peña, Ch. (1995): Women: The key to food security. Food Policy Report. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- Saito, K. A.; Mekonnen, H.; Spurling, D. (1992): Raising the productivity of women farmers in Sub-Saharan Africa. Washington, DC. World Bank, Population and Human Resources Department, Women in Development Division.
- Sen, A. (1981): Poverty and famines – An essay on entitlement and deprivation. Oxford. Oxford University Press.
- Sen, A. (1986): Economics and entitlements. WIDER Working Papers No. 1. Helsinki. World Institute for Development Economics Research (WIDER, <http://www.wider.unu.edu/>).

- Smith, L.; Heddad, L. J. (2000): Overcoming child malnutrition in developing countries: Past achievements and future choices. 2020 Vision Discussion Paper No. 30. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- Strauss, J. (1986): Does better nutrition raise farm productivity? *Journal of Political Economy* 94 (2): S. 297 – 320.
- Thomas, D. (1990): Intrahousehold resource allocation: An inferential approach. *Journal of Human Resources* 25 (4): S. 635 – 664.
- Tinker, A.; Daly, P.; Green, C.; Saxenian, H.; Lakshminarayanan, R.; Gill, K. (1994): Women's health and nutrition: Making a difference. World Bank Discussion Paper No. 256. Washington, DC. World Bank, [http://gender.worldbank.org/Resources/Sectoral\\_tools/Healthi.pdf](http://gender.worldbank.org/Resources/Sectoral_tools/Healthi.pdf) (accessed February 2003).
- UNDP. (1995): Human development report. Oxford. Oxford University Press (for United Nations Development Program).
- Vereinte Nationen. (1978): Die Menschenrechtscharta. New York. Vereinte Nationen (VN).
- von Braun, J. (1989): The importance of non-agricultural income sources for the rural poor in Africa and implications for food and nutrition policy. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).
- von Braun, J.; Bellin-Sesay, F.; Feldbrügge, T.; Heidhues, F. (1998): Verbesserung der Ernährung in Entwicklungsländern: Strategien und Politikempfehlungen. Forschungsberichte des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), Band 123. Bonn. Weltforum Verlag.
- Weltbank. (1986): Armut und Hunger. Washington, DC. Weltbank.
- Weltbank. (1989): Women in Development: Issues for economic and sector analysis. Policy, Planning, and Research Working Paper No. 269. Washington, DC. Weltbank.
- Wiebe, K.; Ballenger N.; Pinstруп-Anderson; P. (eds.). (2001): Who will be fed in the 21<sup>st</sup> century? Challenges for science and policy. Washington, DC. International Food Policy Research Institute (IFPRI).

# Gender und Ernährung - konzeptionelle Anforderungen und Perspektiven

Uta Meier

## Vorbemerkung

Eine Durchsicht der einschlägigen Literatur zum Thema "Ernährung" zeigt, dass das Geschlecht als ein beschreibendes Merkmal in der ernährungswissenschaftlichen Forschung und Literatur in den zurückliegenden Jahren durchaus in den Blick genommen worden ist. Gleichwohl sind die einschlägigen Forschungsarbeiten weit davon entfernt, theoretische Grundannahmen und methodische Prämissen der Frauen- und Genderforschung systematisch aufgegriffen und konzeptionell stringent verarbeitet zu haben.

Diese Einschätzung trifft auch für die Forschung an der Universität Stuttgart-Hohenheim zu. Die in dem Forschungsschwerpunkt "Gender und Ernährung" angestrebte Synthese zwischen der Gender- und der Ernährungsforschung stellt ein überaus anspruchsvolles Vorhaben dar. Zumindest zwei Gründe sind in diesem Zusammenhang zu benennen: Erstens existiert eine institutionelle Verknüpfung dieser beiden Wissenschaftsperspektiven bisher an keinem anderen Universitätsstandort, obwohl ein entsprechender Forschungs- und Handlungsbedarf bereits seit mehreren Jahren reklamiert und begründet worden ist (*vgl. Setzwein 2000*). Zweitens wird es erforderlich, sich programmatisch wie institutionell auf ein trans- und interdisziplinäres Vorgehen einzulassen: das betrifft sowohl die Kooperation zwischen ernährungswissenschaftlicher und biochemischer Grundlagenforschung als auch die fachübergreifende Kooperation zwischen den Agrar-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Dieses innovative und ehrgeizige Vorhaben ist gleichbedeutend mit dem "Bohren dicker Bretter". ForscherInnen, die sich diesem innovativen Vorhaben zuwenden, werden auf Schritt und Tritt mit den herkömmlichen Barrieren, d. h. den traditionellen Strukturprinzipien des Wissenschaftsbetriebs konfrontiert werden. Wer Gender Studies etablieren will, muss klassische Struktur- und Organisationsprinzipien des Wissenschaftsbetriebs auf den Prüfstand stellen. Gefragt sind Widerständigkeit und Durchsetzungsvermögen, Konfliktfähigkeit, aber auch die Freude am Umbau von Strukturen und an der Neuorganisation des Wissenschaftsalltags aus der Genderperspektive. Wer dagegen lieber alles beim Alten lassen will, wäre in diesem Forschungsschwerpunkt fehl platziert.

## Die androzentrische Struktur des Wissenschaftsbetriebs

Die Institutionalisierung des gesellschaftlichen Teilsystems Wissenschaft war von Anfang an mit dem Anspruch verknüpft, die Natur zum Wohle des Menschen beherrschbar zu machen. Als die tragenden wissenschaftlichen Prinzipien wurden Werturteilsfreiheit, Objektivität und Reproduzierbarkeit eingeführt. Mathematik und Empirie gelten seither als Schlüssel für das Verständnis von Natur und Mensch. Andere Wissensformen, vor allem das Erfahrungs- und Alltagswissen, wurden im Zuge der Etablierung der modernen Wissenschaften marginalisiert und lange als "nicht wissenschaftlich" abgelehnt. Sie fanden im Zuge der Anwendung des Prinzips von funktionaler Spezialisierung und den sich zunehmend ausdifferenzierenden Fachdisziplinen - den sogenannten Einzelwissenschaften - keinen Platz. Die Wissenschaft galt und gilt als Domäne des Rationalen, des Unpersönlichen und des allgemein Gültigen und war lange Zeit dem männlichen Geschlecht vorbehalten.

Schriftlich belegte Abwehrargumente gegen das Frauenstudium machen überdeutlich, dass Wissenschaft im Verständnis männlicher Gelehrter Männerwissenschaft zu sein und zu bleiben hatte. Der Jurist Otto Gierke schrieb: "Unsere Universitäten sind Männeruniversitäten, sie sind in ihrem ganzen inneren Leben dem männlichen Geiste angepasst." Seine Ausführungen gipfeln in dem Appell: Sorgen wir vor allem dafür, dass unsere Männer Männer bleiben. Auch der Historiker Hans Delbrück, der immerhin der Einrichtung von Frauencolleges nicht derart ablehnend gegenüber stand, plädierte ganz vehement dagegen, Frauen in die Universitäten einziehen zu lassen, denn "so muss mit der Zeit der wissenschaftliche und soziale Charakter unserer Universität Veränderungen erleiden" und dieses sei nicht erstrebenswert und deshalb abzuwenden.

Es war also gerade die altherwürdige Institution der Universität, in der an einer naturrechtlichen Begründung der Nichteignung von Frauen für die Wissenschaft und umgekehrt der besonderen Eignung des Mannes gefeilt wurde. Männer wurden als ausgestattet mit starken Körper- und Nervenkräften angesehen, so dass nur sie ohne anhaltende Gesundheitsschäden schon die "Dressur" in Gymnasien durchhalten könnten. Außerdem seien Männer frei von den Unregelmäßigkeiten des weiblichen Organismus. Einzig beim männlichen Geschlecht seien schließlich die speziell wissenschaftlichen Qualitäten ausgebildet, als das sind: geistige Kraft, Verstand, Logik und Selbstständigkeit, vor allem aber das Schöpferische, die Fähigkeit, Zusammenhänge zu erfassen und nicht zuletzt Autorität. Kurzum, alle für die Wissenschaft als zweckdienlich angesehenen Qualitäten wurden einzig als in der Natur des männlichen Geschlechts verankert betrachtet. Somit erweist sich das Wissenschaftssystem von seiner Genese her und auch heute noch fast ausschließlich als das institutionalisierte Resultat der Berufsarbeit von Männern. Aus diesem Tatbestand ergibt sich nur folgerichtig, dass forschungsleitende Fragestellungen, Theorien und Kon-

zepte ganz entscheidend durch die androzentrische Sichtweise geprägt sind (*Hausen/Nowotny 1986*).

Vor diesem Hintergrund sind Zweifel an der vermeintlichen „Geschlechtsneutralität“ der Forschung mehr als angebracht. Mit anderen Worten: Die Wissenschaftsproduktion findet stets unter bestimmten gesellschaftlichen Kontextbedingungen statt. Der "zerstreute Professor" drückt als Karikatur oder als Realität ein spezifisches Merkmal dieser Kontextbedingungen deutlich aus. Zentrale Bedingungen für die Wissenschaftsproduktion von Männern war und ist deren Entlastung von der Arbeit des Alltags, von der Reproduktions- und Sorgearbeit gegenüber sich selbst und seinen Angehörigen. Nur so scheint die volle und ausschließliche Konzentration auf die für wesentlich erklärte wissenschaftliche Arbeit möglich zu sein. Dieser Typus des Wissenschaftlers, dessen wissenschaftliche Tätigkeit überhaupt erst durch die unsichtbare weibliche Hintergrundarbeit möglich wird, stellt ein wesentliches Strukturmerkmal der Wissenschaftsentwicklung dar.

Beziehungs-, Gegenstands-, Raum- und Zeiterfahrungen von Männern, die bekanntlich zu keinem Zeitpunkt mit denen von Frauen identisch gewesen sein dürften, prägen folglich auch Zielstellungen und Inhalte von wissenschaftlicher Arbeit. Eine solche männliche Prägekraft der Wissenschaft müsste - so eine zentrale These der Genderforschung - auffindbar sein:

- in der Auswahl der Gegenstände,
- in den Themen und Inhalten, die für wissenschaftlich relevant gehalten werden,
- in der Art und Weise der Betrachtung dieser Gegenstände und Bereiche,
- in der Bewertung und Gewichtung von erzielten Forschungsergebnissen,
- in der Art und Weise, wie Wissenschaft umgesetzt und verwertet wird.

Darüber hinaus ist die historische Festlegung der Frauen auf das Familienmodell als idealtypische weibliche Lebens- und Organisationsform auch heute noch mit vielfältigen Ambivalenzerfahrungen im wissenschaftlichen Alltag von Frauen verbunden. Gerade jene Wissenschaftlerinnen, die ihren Anspruch auf Kind und Familie nicht mit dem Eintritt ins Wissenschaftssystem ablegen, erleben um so stärker die unterschiedlichen Anforderungen, die für sie von den andersartigen Organisationsformen männlicher Arbeits- und Lebenszusammenhänge im Wissenschaftsbetrieb ausgehen. Für Frauen sind diese Bereiche nicht, wie das für Männer im Allgemeinen zutrifft, voneinander trennbar, vielmehr müssen sie täglich neue Durchlässigkeiten erproben und durchhalten. Somit sind Frauen die Jongleurinnen zwischen Wissenschaft und Familienalltag. Christiane Nüsslein-Volhard, Nobelpreisträgerin für Medizin, gelangt in ihrem beruflichen Wirkungsfeld zu der Einschätzung, dass Wissenschaftlerinnen – trotz aller Frauenförderprogramme – im Labor nicht gern gesehen sind. Gerade männliche Vorgesetzte und Kollegen glauben fest an die Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaftskarriere und scheinen die Widersprüch-

lichkeit ihres Denkens und Handelns gar nicht zu bemerken. Argumente wie „Die Frau gehört zu ihren Kindern“ wechseln ab mit Statements wie „Die Wissenschaftlerin gehört ins Labor“. Dann wieder wird den Wissenschaftlerinnen ihre Kinderlosigkeit zum Vorwurf gemacht, weil sie nicht dafür sorgen, dass ihre Intelligenz weiterverbreitet wird: „Es sind die selben Leute, die einmal so und einmal genau anders herum argumentieren“ (*Nüsslein-Volhard 2002*).

## Sex und Gender

Der anglo-amerikanische Sprachraum kennt zwei Begriffe für das Geschlecht: Sex und Gender. Die amerikanische Geschlechterforscherin Rubin sprach bereits Mitte der 70er Jahre von Sex-Gender-Systemen. Darunter versteht sie soziokulturelle Ausprägungen der biologischen Geschlechterunterschiede. Damit wird das Geschlecht zu einer Orientierungsweise für das soziale Handeln beider Geschlechter, indem die Individuen zu einer dieser beiden Genusgruppen zugeordnet werden. Hinzu kommen Erwartungshaltungen, die an das Verhalten von Männern und Frauen gerichtet werden, ihre Festlegungen auf bestimmte Tätigkeits- und Handlungsfelder, die im Sozialisationsprozess über spezifische Verhaltensweisen und Verhaltensvorschriften weiter gegeben werden. Die auf diesem Wege verinnerlichten Verhaltensweisen erscheinen dann als biologisch bestimmt und damit unveränderbar. Die unterschiedlichen Vorschriften und Zuschreibungen an Männer und Frauen sind aber mitnichten überhistorisch verfasst, sondern verändern sich und variieren überdies auch zwischen unterschiedlichen Kulturen. Besonders wichtig ist es dabei, dass diese Geschlechterkonstrukte keineswegs fest mit dem Körper verbunden sind, dass sich Männer auch weiblich und Frauen auch männlich verhalten können, und damit eben keine biologisch unausweichliche Bestimmung vorliegt. Geschlechterkonstrukte definieren sich allerdings in gegenseitiger Ausschließlichkeit in Form einer polaren Geschlechterordnung. Geschlechterkonstrukte beinhalten immer auch bestimmte Kompetenzzuschreibungen, etwa den Technik- und Politikbereich oder auch den Wirtschaftsbereich an Männer, den privaten Lebensbereich dagegen an Frauen. Und mit diesen Zuschreibungen ist zugleich immer auch eine geschlechtsspezifische Zuordnung bestimmter Tätigkeitsräume verbunden, so wird der öffentliche bzw. politische Raum den Männern zugeordnet und der Familienraum den Frauen. Die Geschlechterforschung spricht hier von weiblich bzw. männlich konnotierten Tätigkeitsfeldern und Kompetenzen. Das gilt insbesondere für die Haus- und Familienarbeit („Care Economy“), die gegenüber der Erwerbsarbeit eine drastische Geringschätzung erfahren hat. Diese Abwertung bleibt auch erhalten, wenn Männer diese Tätigkeiten ausüben, denken wir etwa an den Beruf des examinierten Altenpflegers oder eines Hausmanns.

Seit einigen Jahren hat nun auch die Männerforschung darauf aufmerksam gemacht, dass die vorherrschende soziale Ordnung unserer Gesellschaft und ihre Institutionen nicht nur eine Hie-

rarchisierung von Männern gegenüber Frauen einschließt, sondern auch die Hierarchisierung unter Männern, wenn diese von der dominanten Männlichkeitskonstruktion abweichen, die den Referenzrahmen in der Gesellschaft bildet. Der kanadische Männerforscher Robert Connell hat dieses Konzept das hegemoniale Männlichkeitskonzept genannt: Die Allgegenwart dieses Konzepts prägt Organisationen wie Universitäten und Hochschulen maßgeblich und liefert eine schlüssige Erklärung für ihre strukturelle Alltags- bzw. Reproduktionsvergessenheit, d. h. sie klammern die Erledigung der gesellschaftlich ebenfalls notwendigen, aber weiblich konnotierten Familien- und Fürsorgearbeit aus ihrem Kontext systematisch aus. Gleichwohl wird stillschweigend davon ausgegangen, dass diese Arbeiten von irgend jemandem erledigt werden müssen. Die Fähigkeiten und Kompetenzen, die in diesen Prozessen der Reproduktions- und Versorgungsarbeit entstehen, werden indessen nicht als arbeitsmarkt- oder berufsqualifizierende Kompetenzen anerkannt. Zudem fallen viele Entscheidungen über den beruflichen Aufstieg oft nach Arbeitsende. Als Stichwort möchte ich hier nur die männliche Sitzungskultur ansprechen bzw. männliche Netzwerke, die - wie gesagt - nicht nur Frauen ausgrenzen, sondern auch Männer, die dem hegemonialen Männlichkeitsbild nicht entsprechen.

Das interdisziplinäre Problem- und Forschungsfeld „Gender und Ernährung“ hat es vor diesem Hintergrund erwartungsgemäß doppelt schwer, im herkömmlichen Wissenschaftsbetrieb institutionalisiert und anerkannt zu werden: zum einen, weil Genderkonzepte die androzentrischen Strukturen systematisch und kritisch hinterfragen und zum zweiten, weil der Gegenstandsbereich „Ernährung“, der im Alltag nach wie vor in den Zuständigkeitsbereich von Frauen fällt, in den zurückliegenden Jahren eine naturwissenschaftliche und ernährungsökonomische Engführung erfahren hat, wohingegen genderrelevante Aspekte allenfalls marginal thematisiert werden.<sup>40</sup>

### **Nachwuchsförderung im Themenfeld „Gender und Ernährung“**

Auf diese und andere Probleme hat die Frauen- und Geschlechterforschung wiederholt aufmerksam gemacht. Im Prozess der Etablierung eines Forschungsschwerpunkts „Gender und Ernährung“ werden die beteiligten AkteurInnen auf diese wirkungsmächtigen Strukturen des Wissenschaftssystems treffen. Eine interdisziplinäre Geschlechterforschung in Verbindung mit einer fachkulturübergreifenden Ernährungsforschung erscheint zwar jungen Nachwuchswissenschaftlerinnen oft ein sehr attraktives Forschungsfeld zu sein, wird sie aber - „objektiv“ betrachtet - gegenüber jenen benachteiligen, die ihre wissenschaftlichen Qualifikationen innerhalb einzelner

---

<sup>40</sup> Als symptomatisch kann in diesem Zusammenhang die jüngst an den Universitätsstandorten München-Weihenstephan, Bonn und Kiel vorgenommene Fokussierung des Studiengangs Ökotrophologie auf naturwissenschaftliche und marktwirtschaftliche Forschungs- und Lehrinhalte gelten, wohingegen sozial- und genderbezogenen Aspekten eine gänzlich nachgeordnete Bedeutung beigemessen wird.

Fachdisziplinen und außerhalb der Genderforschung betreiben, wenn eine entsprechende strategische und praktische Unterstützung ausbleibt.

Deshalb wäre im Zuge der Etablierung eines Forschungsschwerpunkts „Gender und Ernährung“ an der Universität Stuttgart-Hohenheim die Entwicklung und Umsetzung von Strategien zur Bewältigung von vielfältigen Barrieren bei der Karriereplanung und Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses dringend notwendig. In Anlehnung an einen entsprechenden Vorschlag, der im Ergebnis einer Internetrecherche zum Thema „Gender und Nachhaltigkeit“ von Hofmeister und anderen für forschungspolitische AkteurInnen erarbeitet wurde, empfiehlt sich folgendes Vorgehen:

Einrichtung von Promotionsstudiengängen und –kollegs, in denen alle inhaltlich und organisatorisch am Qualifizierungsvorhaben Beteiligten einbezogen werden.

Dadurch ließen sich die bis dato üblichen Ein-Personen-Betreuungen überwinden, was einer angemessenen fachlichen Begleitung von interdisziplinären Vorhaben zu Gute käme.

Verbindliche Integration der NachwuchswissenschaftlerInnen in den Forschungs- und Lehrbetrieb, um mit der Organisationskultur des Wissenschaftsbetriebs vertraut zu werden, Genderkonzepte zu implementieren und vor diesem Hintergrund an innovativen Strukturösungen und Bewältigungsstrategien zu arbeiten, die letztlich auch zu geschlechtergerechten inneruniversitären Strukturen beitragen können.

Fortbildungsveranstaltungen für Lehrende, Betreuende, Fördernde und GutacherInnen im Bereich interdisziplinärer Beurteilung und Beratung, um ihre Bereitschaft und Kompetenzen zu erweitern, sich auf fachfremde Inhalte und Methoden einzulassen und für interdisziplinäre Vorhaben beurteilungsfähiger zu werden.

Interdisziplinarität als Berufungskriterium: Bei anstehenden Berufungen sollten die BewerberInnen neben dem Nachweis der wissenschaftlichen Forschungstätigkeit und Lehrbefähigung auch das Kriterium der „Erfahrung in der interdisziplinären Projekt- und Forschungsarbeit/Schnittstellenkompetenz“ erfüllen, um zur Verbreitung und Qualifizierung fachübergreifender und interdisziplinärer Forschung beizutragen.

Interdisziplinäre Genderforschung als Wettbewerbsfaktor: Universitäten und Hochschulen, die entsprechende Ansätze fördern, sollten durch geeignete Anreizsysteme unterstützt und belohnt werden.



Unterstützung wissenschaftlicher Kooperationsmodelle: bereits bestehende interdisziplinäre und fachkulturübergreifende Netzwerke und Kooperationszusammenschlüsse zur Gender- und Ernährungsforschung können eine wirkungsvolle infrastrukturelle Begleitung und Unterstützung von entsprechenden Qualifizierungsvorhaben des akademischen Nachwuchses gewährleisten und sollten deshalb finanziell gefördert werden (*Hofmeister et al 2002*).

## Literatur

- Bourdieu, P. (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I.; Kraus, B. (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M.
- Connell, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.
- Hausen, K.; Nowotny, H. (Hg.) (1986): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt a. M.
- Hofmeister, S. et. al. (2002): Vorstudie: Universitäre und universitätsübergreifende Voraussetzungen für Nachwuchsförderung im Themenfeld „Gender und Nachhaltigkeit“. In: BMBF: Sozialökologische Forschung. Ergebnisse der Sondierungsprojekte aus dem BMBF-Förderschwerpunkt.
- Nüsslein-Volhard, C. (2002): Mehr Frauen an die Forschungsfront. In: Die Zeit, Nr. 22, 23.5. 2002, S. 36.
- Lupton, D. (1996): Sugar and Snails: The Gendering of food and food Preferences. In: Germov, J.; Williams, L. (eds.): The Sociology of Food and Nutrition: Australian Perspectives, Newcastle, S. 22 – 28.
- Methfessel, B. (Hg.) (1999): Essen lehren - Essen lernen. Hohengehren.